

Bibliothek
der
Geschichte der Menschheit.

Homo sum, humani nihil a me alienum
puto.

Tirent.

Sechster Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1784.

1811

1811

Geographie der Menschheit.

1811

1811

1811

1811

1811

1811

Beschreibung
der Chinesen.

Aus den besten Reisebeschreibungen
gesammelt.

Zweiter Band.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich 1784.

Verfuchung

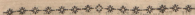
der Tugend

aus dem Leben
Abgeschieden

Zweiter Band

Leipzig

Verlag von C. F. W. Neumann, Neudamm 1784



VI

Inhalt.

Von den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Chinesen.

Siebenter Abschnitt.

Die verschiedenen Klassen, in welche die Einwohner von China getheilt werden.

Erstes Kapitel.

Die Klasse des Adels, welche die Mandarinen und Gelehrten mit unter sich begreift.

Zweytes Kapitel.

Die Hauswirthe, und das Ansehen, in dem der Feldbau steht, ingleichen von der Fischerei der Chinesen.

Drittes Kapitel.

Die Klasse der Kaufleute, nebst der Schifffarth und dem Handel der Chinesen.

I. Ihr einheimischer und fremder Handel.

II. Ihre Schifffarth.



III. Bequemlichkeit zu Lande zu reisen, und die Sachen fortzuschaffen.

IV. Münzen, Geld, Gewichte und Maße.

Viertes Kapitel.

Klasse der Handwerker und Künstler.

I. Wie die Seidenwürmer gezogen werden, und wie die Seide erhalten wird.

II. Vom Porcellän und dessen Verfertigung.

a) die Materialien des Porcelläns. Wie solche zubereitet werden. Das Oel oder der Firnis zur Glasur.

b) Wie das Porcellän gemacht wird.

c) Farben mit denen es gemalt wird, und die Art sie aufzutragen.

d) Die Oefen zum Porcelländrennen.

e) Geschicklichkeit der Arbeiter, und Vergleichung des Porcelläns zu verschiedenen Zeiten.

III. Papier, Dinte und Pinsel in China, nebst der Art Bücher zu drucken und zu binden.

a) Von der Papiermanufaktur.

b) Chinesische Dinte und Pinsel zum Schreiben.

c) Die Druckerei und das Buchbinden.





Von den Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Chinesen.

Siebenter Abschnitt.

Die verschiedenen Klassen, in welche die Einwohner von China getheilt werden.

Einwohner scheint China so bald als irgend eins der ältesten Länder ^{China} in der Welt gehabt zu haben; aber eine gewisse Zeit zu bestimmen, wenn es bewohnt worden ist, überlasse ich andern. (Sonnerat glaubt, China sei erst lange nach Indien und Persien bevölkert worden. Denn die Lage dieser Länder begünstigte das Abfließen des Gewässers, indessen daß China erst nach einer sehr langen Reihe von Jahrhunderten trockener Boden werden konnte). Der feste Grund, worauf die Chinesen ihr Alter bauen, ist die Finsterniß, welche nach ihren Berechnungen 2155 Jahr



vor Christi Geburt eingefallen seyn soll. Die mässige Geschicklichkeit dieses Volkes aber in solchen Beobachtungen vor Ankunft der katholischen Missionarien, giebt billig Anlaß an der Zuverlässigkeit ihrer Zeitrechnungen zu zweifeln; zu geschweigen, daß der erste souveraine Kaiser, Schiwangti, 213 Jahr vor Christi Geburt den Befehl ertheilt hat, alle historische Bücher zu verbrennen, und auch viele gelehrte Männer lebendig braten zu lassen, damit von den Verdiensten der vorigen Kaiser nichts weiter gedacht werden könne. Indes hat ein gelehrter Mann (Baier comment. de orig. Sinic. p. 288.) Gelegenheit genommen, die Chinesische Geschichte mit der heiligen Schrift, solchergestalt zu vergleichen, daß

Tai fo hi	Gewesen seyn soll Adam
und seine Frau Nicua,	Eva.
Ven tixin nam	Seth.
Tiljm quei	Enoch.
Ti chim	Kainam.
Ti mim	Mahalaël.
Ti y	Jared.
Ti lay	Enoch.



Ti yu vam 耶路撒冷 Jerusalem.
 Hiren yuen 希蘭 Jamlech.
 Hoam ti 何甲 Noa.

Man hält sonst So hi vor den ersten
 Stifter des Chinesischen Reichs. Dieses
 soll aber eben der Mann seyn, den die
 heilige Schrift Noa nennet. Es wird
 weiter unten mehreres davon gesagt wer-
 den.

Die Volkreichheit wird man aller Orten
 und Enden gewahr, zu welcher, ausser an-
 dern Ursachen, auch die Liebe zu ihrem ges-
 unden Vaterlande vieles beiträgt, in wel-
 chem sie lieber in Dürftigkeit leben, als an aus-
 wärtigen Orten einen reichlichen Unterhalt
 suchen. Ueberdies haben sie auch nur die Frey-
 heit, mit ihren Schiffen die einländischen Plä-
 tze, und ausserdem Batavia und mehr Orter
 des nächsten Landes in Asien zu besuchen.
 Die Gassen sind hier so voller Menschen,
 als ob täglich Jahrmarkt wäre, wenigstens
 vom Julius an bis zum Nebewor, in wel-
 cher Zeit die Europäer sich hier aufhalten.
 In China sollen 58 Millionen Menschen
 seyn, welche alle zwischen 20 und 60 Jahr



ren sind, und jährlich ihr Kopfgeld erlegen.

Wäre China, sagt ein anderer Reisesebeschreiber, überall so bevölkert, als zwischen Schan hing und Su chow: so würde ich, ohne Schwierigkeit glauben, es enthalte mehr Einwohner, als ganz Europa. Man versichert aber, daß die nördlichen Landschaften bey weitem nicht so volkreich, als die südlichen, sind.

In Peking allein sind drey Millionen. Diese Rechnung kann um deswillen sicher seyn; weil jedes Haupt einer Familie der Obrigkeit die Zal der Personen, aus denen sie besteht, melden muß.

Der Tribut, den eine jede Person zwischen zwanzig und sechzig Jahren in diesem volkreichen Lande giebt, beläuft sich auf anermessliche Summen. In dem Verzeichnisse, das man im Anfange der Regierung des Kang hi machte, wurden elf Millionen, zwey und funfzigtausend, achthundert und zwey und siebenzig Familien; und neun und funfzig Millionen siebenmal hundert und acht und achtzig tausend drehundert und vier und sechzig streitbare



bare Männer gefunden; ohne hier die Prinzen, die Hofbedienten, die Mandarinen, die abgedankten Soldaten, Studierste, Licentiaten, Doctoren, Bonzen, Personen unter zwanzig Jahren alt, und die grosse Menge, die auf Barken, auf der See und auf Flüssen lebet, mitzuzählen.

Die Anzahl der Bonzen ist weit über eine Million; und es befinden sich ihrer zweytausend unverheyrathete zu Peking, ausser noch dreyomal hundert und funfzigtausend in ihren Tempeln, die durch kaiserliche Freyheitsbriefe an verschiedenen Orten gestiftet sind. Die Gelehrten, Baccalaureen, sind allein ungefähr neunzigtausend stark. Die innerlichen Kriege und die Eroberung der Tataren haben freylich sehr vieles Volk hingerichtet; aber vermittelst des Friedens haben sie sich seitdem ungemein vermehrt. Kanton, sagt Sonnerat, ist gewaltig gross, aber schlecht gebaut. Die Strassen sind enge und unreinlich, auch nicht nach der Schnur angelegt, wie man vorgegeben hat. Eine solche Regelmässigkeit wäre vor den Charakter und Aberglauben der Chinesen unerträglich. Die einzigen



gen nach dieser Art gebauten sind die Kaufmannsgasse, welche die Europäer gewöhnlich die Porcellänstrasse nennen, und die Gasse der Lappenmacher. In diesen Straßen verkaufen auch die Chinesen am Tage, wohnen aber nie mit ihren Familien darin, weil sie wähnen, daß eine solche nach ausländischer Art gebaute Wohnung alles Unglück über sie bringen würde. Die übrigen Straßen bilden eine Gattung von minder oder mehr beträchtlicher Mosaik, weil jeder Chinese, um mehr Glück zu haben, als sein Nachbar, sein Haus allemal wenigstens um einen, manchmal um zwey bis drey Fuß weiter auf die Strasse hinausbauet, welches eine sehr abgeschmackte Ungleichheit verursacht. Jedes Haus nimt einen sehr beträchtlichen Platz ein, so daß eine Chinesische Stadt, welche so groß wie Paris ist, nie über hunderttausend Einwohner hat. Ich habe die Bevölkerung von Kanton, von der Tatarstadt und Schiffsstadt, welche Peter le Comte auf 1 500 000, und W. du Halde auf eine Million Selen angiebt, selbst mit mehreren Chinesen genau berechnet, und konnte, obschon es

Markts

Marktzeit war, doch nicht mehr als 75000 Menschen herausbringen. Leute, die im Lande gebohren und bekannt sind, haben mich versichert, daß alle Städte in China wie Kanton gebauet sind; folglich müßte eine solche, um so viele Einwohner in sich zu fassen, wie Paris, wenigstens fünfzig Meilen im Umkreise haben. Dies stimmt aber mit den Nachrichten der Missionarien nicht überein; denn diese versichern, daß Peking, welches nur sechs Meilen im Umkreise hat, mehrere Millionen Menschen in sich fasse.

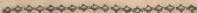
Die fruchtbarsten Striche des Landes werden zu Grabstätten gebraucht, und es ist heut zu Tage kein Geheimniß mehr, daß die innern Gegenden von China weder bevölkert noch bebauet sind; daß sich die Chinesen an die Ufer der Flüsse und an die zum Handel bequemsten Plätze gezogen haben; daß der Ueberrest des Landes mit ungeheuren Wäldern überdeckt, und nur von reisenden Thieren oder einigen unabhängigen Horden von Menschen bewohnt sei, die sich Hölen in die Erde graben, und von Wurzeln leben. Manchmal rotten sich auch ei-

nige



nige derselben zusammen, und plündern die ihnen zunächst gelegenen Dörfer, welches also sehr einleuchtend beweiset, daß die Bevölkerung von China bei weitem nicht so beträchtlich sei, als man uns ehemals übers reden wollte.

Die Schriftsteller sind wegen der Stufen oder Abtheilungen der Einwohner von China nicht eins. Navarette meldet, die Chinesen theilten alles Volk in vier Klassen: Zu, Nung, Kung, und Zang; das ist, Gelehrte, Hauswirth, Handwerker, und Kaufleute. Du Halde behauptet an einem Orte, alle Einwohner wären in drey Klassen getheilt, nemlich in das gemeine Volk, die Gelehrten, und die Mandarin. Anderswo sagt er, es gäbe eigentlich nur zwey Ordnungen im Reiche, als den Adel, und das gemeine Volk. Die erste begriffe die Prinzen vom Geblüte, die Mandarin, und die Gelehrten; die andere aber die Hauswirth, Kaufleute und Künstler. Wie wollen uns nach dieser letzten Abtheilung richten.



Erstes Kapitel.

Die Klasse des Adels, welche die Mandarinen und die Gelehrten mit unter sich begreift.

Der Adel erbet in China nicht, ob es an es gleich Würden giebt, die zu einigen Familien gehören, und vom Kaiser solchen ertheilt werden, die er am geschicktesten hält, selbigen vorzustehen. Wäre ein Mann auch noch so berühmt gewesen, und hätte sich zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs geschwungen, so müssen doch seine Kinder ihr Glück für sich machen, und wenn es ihnen an Geschicklichkeit fehlet, oder sie ihre Bequemlichkeit lieben: so werden sie dem gemeinen Manne gleich geachtet, und müssen sich oft zu den niedrigsten Betribrungen bequemen. Ein Sohn kann seines Vaters Vermögen erben; aber die Würden und die Ehre seines Vaters zu besitzen, muß er eben die Stufen durchgehen, die sein Vater hinaufgestiegen ist. Aus dieser Ursache verlassen sie sich hauptsächlich auf unablässigen Fleiß, als den einzigen Weg zum



zum Adel; und sie sind versichert, sich zu heben, wie auch ihr Herkommen beschaffen seyn mag, wenn sie zur Gelehrsamkeit geschickt sind. So sieht man täglich viele plötzlich zu Ehrenstellen gelangen, ungefähr wie die italienischen Geistlichen, die zu den höchsten Stellen der Römischen Kirche gelangen können, auch wenn sie von dem niedrigsten Herkommen sind.

Niemand unterscheidet sich durch einen besondern Titel, als wer zur königlichen Familie gehört. Diese haben den Rang der Prinzen, indem es fünf Ehrenstufen des Adels giebt, ungefähr wie die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Viceregafen und Baronen in Europa. Diejenigen, welche von der königlichen Familie abstammen, erhalten solche Titel, als, die Kinder des Kaisers, und seine Schwiegersöhne. Es werden ihnen nach ihrem Range Einkünfte angewiesen, aber ohne die geringste Macht. Es giebt auch Prinzen, welche die königliche Familie gar nichts angehen, und entweder von den vorigen regierenden Familien, oder von Vorfahren abstammen, die solche Titel durch ihre Verdienste erworben

galt. *ingl. als und bin, ~~helt~~ ~~aus~~ ~~der~~ ~~hac~~ ~~ang~~*

haben. Als der Stifter der gegenwärtigen tatarischen Familie auf den Thron kam; so gab er seinen zahlreichen Söhnen, die durch ihre Tapferkeit vieles zur Eroberung beigetragen hatten, verschiedene Ehrentitel. Er machte einige zu Tching wang, andere zu Kjong wang und Peyte. Die Europäer haben sie kleine Könige, oder Fürsten vom ersten, zweiten und dritten Range genannt. Man setzte alsdann fest, daß von eines jeden Prinzen Kindern eins sollte ausgelesen werden, um dem Vater in dieser Würde nachzufolgen.

Außer diesen dreien Würden machet der Kaiser noch welche von niedrigerem Range, die den andern Kindern, welche die meisten Verdienste haben, ertheilet werden. Die vom vierten Range heißen Pey tse, die vom fünften Kong hew u. s. w. Der fünfte Rang ist über die vornehmsten Mandarinen des Reichs: die Prinzen von niedrigeren Stufen aber unterscheiden sich durch nichts, wie die vorigen, von den Mandarinen, weder in ihrer Bedienung, noch Kleidung, den gelben Gürtel ausgenommen. Dieser kommt allen Prinzen vom Geblüt,



te, denen, die Würden besäßen, und denen, die keine haben, zu. Die letztern aber verbergen solchen, weil sie sich schämen, ihn sehen zu lassen, wenn sie ihren Aufzug nicht ihrer Geburt gemäß einrichten können.

Die Prinzen von königlichem Geblüte haben keine Macht und kein Ansehen im State. Man räumt ihnen einen Pallast und einen Hof mit Bedienten, nebst Einkünften, die ihrem Range gemäß sind, ein; sie haben aber über das Volk nicht die geringste Macht, obgleich selbiges ihnen ungemeine Ehrerbietung erzeiget. Vormalß, als sie in die Provinzen zerstreut waren, zaltten ihnen die Kronbedienten ihre Einkünfte alle drey Monate aus, damit sie genöthiget wären, solche sogleich nach Empfang auszugeben, und nichts zu Ausführung aufständischer Unternehmungen beyseite legen könnten; ja sie durften sich von dem ihnen angewiesenen Orte bey Lebensstrafe nicht entfernen. Seitdem aber die Tataren Herren von China sind, hat der Kaiser es vor dienlicher befunden, daß alle Prinzen bey Hofe vor seinen Augen leben sollten. Sie haben auch Häuser, Landgüter

güter und Einkünfte ausser dem, was der Kaiser ihnen zu ihren Ausgaben giebt, und wissen ihren Reichthum durch den Fleiß ihrer Bedienten so zu vermehren, daß einige von ihnen sehr vermögend sind.

Der Ursprung der Prinzen vom Geblüte erstreckt sich rückwärts nur auf fünf Stiege der. Dennoch beläuft sich doch ihre Zahl jetzt schon auf zweytausend. Sie schaden einander durch ihre Vermehrung. Denn da sie keine Landgüter haben, und der Kaiser ihnen nicht allen Snadengelder anweisen kann: so leben einige in der größten Armut und in schlechtem Ansehen.

Gegen das Ende der Regierung vom Geschlechte der Ming, befanden sich über zweytausend Familien von diesem Stande in der Stadt Kiang Chen, deren verschiedene blos von Barmherzigkeit leben mußten. Die Strassenräuber, die sich Peking bemächtigten, machten fast alle diese Prinzen nieder, und daher liegt ein Theil der Stadt wüste. Die wenigen, welche entrannten, warfen den gelben Gürtel weg, veränderten ihre Namen, und mengten sich unter das Volk. Man weiß aber von allen noch,

B 2

das



Daß sie von dem kaiserlichen Geschlechte der Ming sind; und einer von ihnen diene in einem Hause, das den Jesuiten in selbiger Stadt gehöret, und das einer von diesen Prinzen gebauet hatte, den Missionarien. Er wußte, daß die Tataren ihn aussuchten, und rettete sich durch die Flucht.

Die Prinzen haben, ausser ihrer rechts mässigen Gemahlin, ordentlich noch drey andere, denen die Kaiser Titel geben: so wie auch ihre Namen in das Tribunal der Prinzen gerückt werden. Ihre Kinder stehen zunächst nach den rechtmässigen, und werden höher gehalten, als die Kinder gemeiner Rebsweiber. Sie haben auch zweyerley Bedienten, von denen die eine Art eigentlich Sklaven sind; die andern sind Tataren, oder tatarische Chinesen. Der Kaiser giebt ihnen deren mehr oder weniger, nachdem er sie ehren will.

Diese letztern machen die Bedienung eines Prinzen aus, und heißen ordentlich seine Thorleute. Es sind unter ihnen verschiedne ansehnliche Mandarinen, Unterkönige, ja Tsong tus, die zwar nicht, wie jene, Sklaven, aber seinem Willen eben
so

so sehr unterworfen sind, so lange er seine Würde besitzt. Erlangen seine Kinder eben diese Würde, so bekommen sie auch diese Bedienten. Wird aber einer von den Prinzen bey seinem Lebzeiten seiner Würde entsezt, oder pflanzet sich solche nicht auf seine Kinder fort: so werden diese Bedienten zurückbehalten, und einem andern Prinzen vom Geblüte, der eben die Ehrenstelle erhält, gegeben.

Die Beschäftigung dieser Prinzen von den fünf ersten Orden ist gemeiniglich diese, daß sie bey den öffentlichen Zeremonien gegenwärtig seyn, und sich an jedem Morgen in des Kaisers Pallast zeigen müssen; worauf sie nichts mehr zu thun haben, als ihre Familie, die Mandarinen, und andere Beamten ihres Hauswesens zu regieren. Denn es ist ihnen nicht verstattet, einander zu besuchen, oder ausserhalb der Stadt zu wohnen, wenn sie nicht ausdrückliche Erlaubniß dazu haben. Doch werden einige oft in Staatsgeschäften gebraucht, und thun dem Reiche grosse Dienste, wie der dreyzehnte Bruder des verstorbenen Kaisers Rang hi.



Zum Adel rechnen sie erstlich die, welche Mandarinen in den Provinzen gewesen sind; es sey daß sie von ihrem Posten entlassen worden, wie die meisten von dieser Art sind, daß sie der Tod eines Verwandten gendthiget hat, abzutanken: oder daß sie vor sich selbst, mit Erlaubniß des Kaisers, ihr Amt aufgegeben haben. Zweitens diejenigen, welche nicht Geschicklichkeit genug zu den Ehrenstellen haben, wozu Gelehrsamkeit erfordert wird, und doch durch Geschenke oder Gunst gewisse Ehrentitel erhalten, die ihnen das Vorrecht ertheilen, die Mandarinen zu besuchen; daher sie von dem Volke sehr gefürchtet und hochgeschätzt werden. Drittens, alle Studierende von funfzehn oder sechzehn Jahren, bis zu vierzigen, welche sich ihrem Examen unterwerfen.

Die Familie, die igt vor die edelste in China gehalten wird, ist die Familie, welche vom Confucius, ihrem berühmten Weltweisen, abstammet. Eigentlich giebt es keinen erblichen Adel, als in dieser Familie, welche die älteste von der Welt ist, da sie von einem seiner Vetter in gerader

Linie über zweytausend Jahre her abstammet. Er wird dieserwegen Sching : ju : ti schi : cul ; das ist, der Vetter des grossen Mannes, genannt. In Betrachtung dieser Abkunft haben die Kaiser beständig einen seiner Nachkommen mit der Würde eines Kong beehret, welche unsern Herzogen oder alten Grafen gleichkommt. Dieser hält sich gewöhnlich zu Ky osern hyen in der Provinz Schan tong auf, welches der Geburtsort des Confucius ist, und allezeit unter einem Mandarin von dieser Familie steht.

Eines von den vornehmsten Merkmalen des Adels sind die Ehrentitel, welche Personen von besondern Verdiensten durch den Kaiser erteilt werden. Dieses geschieht bisweilen nach dem Masse ihrer Verdienste, auf fünf, sechs, acht und mehr Glieder. Manchmal geht er noch weiter, und erstreckt sich, durch besondere Adelsbriefe, auf Vater, Mutter, Großvater und Großmutter, und giebt jedem einen besondern Ehrentitel, nach dem edeln und aufmunternden Grundsatz: daß die Ehre derer, die durch ihre Verdienste sich zu den Stellen von Mandarinen oder hohen obrigkeit-



lichen Personen erhoben haben, der Sorgefalt ihrer Vorfahren zuzuschreiben ist, und diese also mit Recht einen Theil davon fordern können.

Von dieser vortreflichen Art, die Verdienste zu belohnen, gab der Kaiser ein ausnehmendes Beispiel am Ferdinand Verbiest, einem flandrischen Jesuiten, im Jahre 1678. Wie dieser Missionarius die Tafeln von den himmlischen Bewegungen und Finsternissen auf zweytausend Jahre, die ihm aufgetragen worden waren, fertig hatte: so brachte er dieses grosse Werk in zwey und dreyssig Bände Karten, mit ihren Erläuterungen, und betitelte es: die immerwährende Sternkunst des Kaisers Kang hi; worauf er es dem Kaiser überreichte. Dieser ließ deswegen eine allgemaine Zusammenkunft der Großen anstellen, in welcher er das Geschenk mit ungetrübtem Vergnügen annahm. Er ließ es in die Archive seines Palastes legen und machte ihn zur Vergeltung seiner Arbeit und seines Verdienstes, zum Präsidenten des mathematischen Gerichtes, nebst dem Titel eines Ta jin oder grossen Mannes, welcher

cher zu dieser Würde gehöret. Dieser Titel erstreckte sich auf alle seine Verwandten.

Obwohl Verbiest in China keine Verwandten hatte, welche diese Ehre mit ihm theilen konnten: so wurden doch alle Missionarien vor seine Brüder angesehen, und erhielten besagte Titel von den Mandarinen. Dieser Character eines grossen Mannes verschaffte dem Bischoffe von Heliopolis einen leichten Zutritt in China, und die meisten Missionarien liessen ihn an ihre Hausschürten schreiben. Die Verwandten der Chinesen, welche mit solchen Titeln beehrt sind, bilden sich ungemein viel darauf ein, lassen sie in ihren Wohnungen an verschiedenen Orten anschreiben, und selbst auf die Laternen setzen, die zur Nachtzeit vor ihnen hergetragen werden, welches ihnen viel Ehrerbietung erwirbt. Der Kaiser ertheilte nachgehends in verschiedenen Patenten seinen Vorfahren verschiedene Ehrentitel; einen seinem Großvater, Peter Verbiest; einen andern seiner Großmutter, Paschasia da Wolf; noch einen Ludwig Verbiest, seinem Vater; und den vierten seiner Mutter, Annen Vanherke.



Aus dem angeführten erhellet, daß, des Confucius Nachkommen, und die Prinzen von der herrschenden Familie ausgenommen, niemand in China edel ist, als wenn der Kaiser ihn seiner Verdienste wegen das vor erklärt, oder ihn zu dem Range, dessen er ihn werthschätzt, erhoben hat. Alle, die seine Grade angenommen haben, werden zum Pöbel gerechnet. Da sich also kein erblicher und alter Adel in den Familien befindet; so darf man nicht befürchten, daß sich jemand in den Provinzen ein Ansehen verschaffen mögte, das dem Landesheeren nachtheilig seyn könnte.

Die Gelehrten sind blos zur Aufmunterung zu dem, was in China Gelehrsamkeit heißt, geadebt worden. Dies besteht vornemlich in der Geschichte, den Gesetzen, und der Sittenlehre, als denjenigen Wissenschaften, die am meisten zu dem Frieden und der Wohlfahrt der Gesellschaft und der Regierung beitragen. Alle diese Wissenschaften zu erlernen, haben sie ihre Schulen oder Hallen und Collegia durch das ganze Reich, in denen sie die drey Grade der Baccalaureen, der Licentiaten oder Meister

ster der Künste, und der Doctoren, wie in Europa, annehmen. Aus den beyden letzten Klassen werden alle bürgerliche Obrigkeiten und Beamte gewählt, und man kann zu keinen Bedienungen, als durch diese Stufen kommen; daher alle in ihrem Studieren eifrig sind, in Hoffnung, ihre Grade zu erhalten, und dadurch ihr Glück zu machen.

Der Nachricht der Missionarien zu folge, fangen die jungen Chinesen schon im fünften oder sechsten Jahre an zu studieren. Ihre Anzahl erstreckt sich auf siebenzig bis achtzigtausend. Um dieselben dazu anzulernen, haben sie zu den ersten Anfangsgründen ungefähr hundert Charactere erwälet, welche die Sachen ausdrücken, die sie am gewöhnlichsten sehen, als: der Himmel, die Sonne, der Mond, ein Mensch, gewisse Pflanzen und Thiere, ein Haus und das gewöhnlichste Hausgeräthe. Sie setzen ihnen die Figuren der Dinge selbst davor, welche so schlecht sie auch vorgestellt sind, doch die Fähigkeit der Kinder vergrößern, und das Chinesische Alphabet heißen können.

Der Nachricht der Missionarien zu folge, fangen die jungen Chinesen schon im fünften oder sechsten Jahre an zu studieren. Ihre Anzahl erstreckt sich auf siebenzig bis achtzigtausend. Um dieselben dazu anzulernen, haben sie zu den ersten Anfangsgründen ungefähr hundert Charactere erwälet, welche die Sachen ausdrücken, die sie am gewöhnlichsten sehen, als: der Himmel, die Sonne, der Mond, ein Mensch, gewisse Pflanzen und Thiere, ein Haus und das gewöhnlichste Hausgeräthe. Sie setzen ihnen die Figuren der Dinge selbst davor, welche so schlecht sie auch vorgestellt sind, doch die Fähigkeit der Kinder vergrößern, und das Chinesische Alphabet heißen können.



Darauf geben sie ihnen ein kleines Buch, Namens San tse king, in die Hände, welches das enthält, was ein Kind zu lernen nöthig hat, und zugleich die Lehrart anweist. Es besteht aus verschiedenen kurzen Sprüchen, ein jeder von dreien Characteren, zu Hülfe des Gedächtnisses in Reime gebracht. Die Kinder müssen alle diese Charactere nach und nach lernen, wie wir das Alphabet, ob deren gleich viele tausende sind. Ein junger Chinese muß erstlich an einem Tage vier, fünf, oder sechs fassen, und solche vor sich vom Morgen bis auf den Abend wiederholen, damit er sie seinem Lehrmeister ordentlich zweymal den Tag aussagen kann. Fehlet er oft, so wird er gezüchtigt. Sie lassen ihn auf eine kleine schmale Bank platt niederlegen, und geben ihm mit einem Stöckchen acht oder zehn Schläge auf die Unterfleider. Sie werden so scharf zum Lernen angehalten, daß sie selten Feiertage haben, ausser einen Monat im Anfange des Jahres, und fünf oder sechs Tage mitten in demselben.

Wenn sie erst zu dem Tse schu (Bücher, die des Confucius und Menfius Lehren enthalten)



ten) kommen, so werden ihnen keine andere Bücher zu lesen gegeben, bis sie diese, ohne einen Buchstaben zu versehen, auswendig gelernt haben. Dieses geschieht, ehe sie noch fast das geringste in ihnen verstehen, denn es ist gewöhnlich, ihnen die Bedeutung der Schriftzüge nicht eher zu erklären, als bis sie solche vollkommen kennen.

Zu eben der Zeit, da sie die Buchstaben kennen lernen, lehret man sie auch, solche mit einem Pinsel bilden: denn sie bedienen sich keiner Federn. Erstlich giebt man ihnen grosse Blätter Papier mit grossen rothen Schriftzügen beschrieben oder bedruckt, da sie die Striche mit schwarz bedecken lernen. Darauf nehmen sie ein Blatt mit schwarzen Buchstaben, das nicht so groß, als das vorige ist, legen ein weisses durchsichtiges Blatt darauf, und ziehen die Buchstaben nach. Noch öfterer bedienen sie sich eines weissen überfirnisten und in kleine Vierecke eingetheilten Brettes, da sie ihre Züge in die Vierecke schreiben; und wenn sie solches gethan haben, mit Wasser wieder abwaschen, das Papier zu ersparen. Sie bemühen sich sehr, eine gute Hand sich anzu-



anzugewöhnen. Denn in dem dreijährigen Examine wegen der Grade werden diejenigen gewöhnlich verworfen, welche übel schreiben, wo sie nicht besondere Proben ihrer Geschicklichkeit in der Sprache oder Abhandlung gewisser Materien geben.

Wenn sie genug Schriftzüge kennen, et was zusammen zu setzen, so müssen sie die Regeln des Wen Chong lernen, das ist ungefähr wie die Exercitia, welche die europäischen Schüler machen, ehe sie die Rhetorik anfangen. Allein es ist schwerer, weil ihr Verstand mehr eingeschränkt, und die Schreibart besonders ist. Sie geben nur einen Lehrspruch aus ihren classischen Schriftstellern zum Grunde der Ausführung an, welche sie Ti mu oder die Thesis heißen, und diese Thesis ist manchmal nur ein einziger Schriftzug.

Um zu erfahren, ob die Kinder etwas lernen, vereinigen sich an manchen Orten zwanzig oder dreißig Familien, die alle nur einen Namen führen, ihre Kinder des Monats zweymal in die gemeinschaftliche Halle ihrer Vorfahren zu senden, daselbst etwas aufzusehen. Jedes Haupt der Familie



milie giebt nach der Reihe das Thema auf, und sorget für die Mittagsmahlzeit, die in diese Halle gebracht wird. Eben derselbe urtheilet auch von den Ausarbeitungen, und entscheidet, wer es am besten gemacht hat. Ist einer von der kleinen Gesellschaft abwesend, ohne daß er zulängliche Ursache dazu hat, so müssen seine Eltern ungefähr zwanzig Pence oder Stüber bezahlen.

Ausser dieser freiwilligen und unter Privatpersonen eingeführten Ordnung, werden auch die jungen Lernenden oft durch die Mandarinen der Gelehrsamkeit examinirt, und müssen zusammen vor dem untern Mandarin dieses Ordens, Namens Hjo quan, das ist, Aufseher der Schule, wenigstens zweymal im Jahre, erstlich im Frühlinge, und alsdann im Winter, etwas ausarbeiten. Einige Befehlshaber in den Städten, nehmen diese Mühe ebenfalls auf sich, was die Gelehrten in ihrer Nachbarschaft betrifft, die sie monatlich zusammen fodern, um bey ihnen etwas auszuarbeiten; da sie denn diejenigen belohnen, welche es am besten machen, und die Unkosten des Unterhalts auf diesen Tag tragen.

In



In jeder Stadt befinden sich Schulmeister, ja in jedem Flecken und Dorfe, die Jugend in den Wissenschaften zu unterrichten. Reicherer Leute Kinder haben Hofmeister, dazu die Vornehmen, Doctoren und Licentiaten, und die schlechtern, Baccalaureen wählen. Diese lehren sie die Buchstaben, bilden ihre Sitten, unterrichten sie in allen Ceremonien, welche die Höflichkeit betreffen, wie auch, wenn sie zu dem gehörigen Alter kommen, in der Geschichte und den Rechten ihres Landes. Die Zahl dieser Lehrer ist unsäglich, weil von denen, welche nach Graden streben, sehr wenige solche erlangen. Die Bedienung eines Schulmeisters wird in Ehren gehalten; der Kinder Eltern unterhalten und beschenken sie, und geben ihnen überall die Oberstelle, nebst den Namen: Syew Seeg, unser Lehrer, unser Doctor; und ihre Lehrlinge haben die größte Hochachtung vor sie, so lange sie leben.

Es giebt in China keine Universitäten, wie in Europa: doch hat jede Stadt vom ersten Range einen grossen Pallast, der zum Examiniren der Candidaten bestimmt ist.

In



In den Hauptstädten sind sie grösser, als anderswo, und so viel der Platz verstattet, alle auf einerley Art gebauet. Sie sind in hohe Mauern eingeschlossen, der Eingang ist prächtig, und vor ihm befindet sich ein grosser viereckiger Platz, hundert und fünfzig Schritte weit, mit Bäumen bepflanzt, und mit Bänken und Sitzen vor die Hauptleute und Soldaten versehen, die während des Examens Schutzwache halten. Man kommt anfänglich in einen grossen Hof, wo sich die Mandarinen nebst der Hauptwache hinstellen. Am Ende desselben ist eine andere Mauer mit doppelten Thüren: so bald man hineinkommt, geht man vermittelst einer steinernen Brücke über einen Teich, und kommt zum dritten Thore, in welches die Wache niemand ohne Befehl von den Officieren hineinläßt. Ist man durch selbiges, so erblickt man einen grossen viereckigen Platz, der einen sehr engen Eingang hat. Auf beyden Seiten desselben, findet sich eine grosse Menge kleiner Kammern dicht an einander, vier und einen halben Fuß lang, und etwa drey und ein viertheil breit vor

VI Band. E die



die Studenten, deren sich manchmal bis sechstausend da befinden.

^{Man}
^{erz}
^{und so}
^{habe} Man kann sich leicht vorstellen, sagt Navarette, wie groß ihre Collegia oder Universitäten (so nennt er ihre Schulen) seyn müssen. In dem zu Canton sind funftausend Zellen, jede mit einem Stuhle und Tische versehen, und so angelegt, daß sie der Unterkönig aus einem Thurne nahe dabey, in dem er sich aufhält, alle überschauen kann.

Ehe sie in den Pallast, in dem die Masarsbeitungen verfertigt werden, hineinkommen, werden sie an der Thüre mit größter Schärfe durchsuchet, damit sie nicht etwa Bücher oder Schriften mitbringen; denn sie dürfen nichts, als Pinsel und Dinte haben. Würde ein Betrug entdeckt, so würde man die Verbrecher aufs strengste bestrafen, und von den Graden ausschließen. Wenn alle hinein sind, so verschließt man die Thore, und versiegelt sie mit dem öffentlichen Siegel. In jedem Tribunale befinden sich Officiere, ja, bey zweyen steht allemal eine Wache, um alles, was vorgeht, zu beobachten, und sie zu verhindern, daß sie



sie nicht aus ihren Zellen gehen oder mit einander sprechen.

Am Ende des vorerwähnten engen Durchganges, ist ein Thurm auf vier Bogen aufgeführt, an dessen Seiten sich vier kleine Thürmchen oder runde Domen befinden. Sobald man einige Störung oder Fehler bemerkt, so wird von diesen zugleich die Trommel geschlagen. Dieses geschieht, um der Unordnung abzuhelpfen. Unweit dieses Thurms sind verschiedene Zimmer und eine große wohlausgeputzte Halle, in der sich diejenigen versammeln, welche bey dem ersten Examine präsidiren. Aus dieser Halle kommt man in einen andern Hof, in dem sich wieder eine Halle wie die erste, aber prächtiger ausgeputzt, nebst verschiedenen Zimmern vor den Präsidenten und die vornehmsten Beamten befindet. Es sind auch daselbst Spaziergänge, ein Garten, und verschiedene kleine Gemächer vor die Mandarinen, Secretarien und andere niedrige Beamte, und endlich alles, was der ganzen Begleitung der Examinatoren bequemen Aufenthalt zu geben nöthig ist.



zu gab. Die vornehmsten Personen oder
Präsidenten, vor denen das Examen
gehalten wird, sind die Fu ywen, die Chi
fu und die Chi hyen, welches die Befehls-
haber in der Provinz und den Städten vom
ersten und zweiten Range sind. Sobald
man die jungen Studenten vor tüchtig hält,
von den Mandarinen examinirt zu werden,
müssen sie sich zuerst vor den Chi hyen stel-
len, unter dessen Gerichtsbarkeit sie gebö-
ren sind. Dieser Mandarin giebt das The-
ma auf, untersucht die Ausarbeitung selbst,
und befiehlt, sie in seinem Tribunale zu
untersuchen, entscheidet auch, welches die
beste ist. Von achthundert Studenten z.
B. werden sechshundert ernannt, oder sie
haben, wie man es nennt, Hyen ming,
das ist, sie werden in den Hyen eingeschrie-
ben, von denen einige sechstausend Stu-
denten enthalten. Diese sechshundert müs-
sen nachgehends bey dem Examine des Chi
fu oder Befehlhabers der Stadt vom ersten
Range erscheinen, und derselbe trifft eine
neue Wahl, in welche nicht über vierhun-
dert kommen, welche Fu ming erhalten,
d. i. zum andern Examine ernannt werden.

Bisher haben sie noch keinen Grad und heißen Tong seng, oder Candidaten.

In jeder Provinz ist ein Mandarin, der von Peking kommt, und nur drei Jahre in seinem Amte steht. Er heisst Hjo tau oder in den schönsten Provinzen Hjo wuen, und steht ordentlich im Verhältnisse mit den grossen Tribunalen des Reichs. Während dieser Zeit muß er zweymal examiniren. Das erste Examen heisst Swei kan, das zweite Ko kan, und er muß deswegen durch alle Zu oder Städte vom ersten Range in der Provinz reisen.

Sobald der Hjo tau in einer Zu anlangt, geht er hin, dem Confucius seine Ehrentzung zu bezeugen. Alsdann erkläret er einige Verse aus den classischen Schriftstellern, und examiniret den folgenden Tag, da denn die vierhundert Candidaten, die Zu ming haben, mit den andern Studenten in sein Tribunal gehen, daselbst Ausarbeitungen zu machen; die andern kommen aus den Städten, die unter diesem Zu stehen, und werden, wenn ihre Anzahl sehr groß ist, in zwei Abtheilungen abgesondert. Nun braucht man die größte Vorsichtigkeit



zu verhindern, daß die Mandarinen die Verfasser der Aufsätze nicht entdecken. Der Hjo tau ernennet nur funfzehn aus den vierhundert, die, wie wir zum Exempel gesetzt haben, in jedem Hjoen waren.

Diese nehmen den ersten Grad, und heißen also Sjew tsen oder Baccalaurei. Als dann legen sie ihre besondere Kleidung an, die in einem blauen Rocke, ringsherum mit schwarzer Einfassung, und einem silbernen oder zinnernen Vogel oben auf ihren Mützen besteht. Nun können sie auf Befehl des gemeinen Mandarins nicht mehr geschlagen werden, sondern haben einen besondern Aufseher, der sie, im Fall sie etwas versehen, strafet. Entdeckt man aber, daß man sie nach Gunst gewält hat: so würde es um die Ehre und um das Glück des Abgeordneten von Hofe gethan seyn.

Eben die Mandarinen, welche die Gelehrten examiniren, präsen auch die, welche zur Armee gehen wollen. Die Candidaten dazu müssen ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen und Reiten zeigen, auch ihre Stärke durch Erhebung eines schweren Steins, oder anderer Last, erweisen, wenn sie

sie zu solchen Uebungen gewöhnt sind. Denen, welche einige Kenntniß in der Gelehrsamkeit erlangt haben, geben sie Fragen von Lagern und Kriegslisten aufzulösen; denn die Krieger haben sowohl, als die Studirenden, ihre classischen Bücher, Namens Keng, welche besonders ihnen zum Nutzen aufgesetzt sind, und von der Kriegszucht handeln.

Der Hoo tau ist vermöge seines Amtes verbunden, seine Provinz zu durchreisen, und in jeder Stadt von der ersten Klasse alle darunter gehörige Beccalaureen zu versammeln. Nachdem er sich von ihrer Aufzählung unterrichtet hat, untersucht er ihre Ansarbeitungen, belohnt diejenigen, welche weiter in ihren Studien gekommen sind, und bestrafet die Nachlässigen. Er theilet sie deswegen bisweilen in sechs Klassen. Da die erste die wenigen enthält, welche sich besonders hervorgethan haben, welchen er zur Belohnung ein Tael und eine seidene Binde giebt; die von der andern Klasse erhalten ebenfalls eine seidene Binde und etwas wenigtes an Gelde. Die dritte Klasse hat weder Belohnung noch Strafe.



Die vierte erhält Bastonaden. Die fünfte verliert den Vogel, der ihre Mütze zieret, und wird zu halben Baccalaureen erniedriget. Die das Unglück haben, in die sechste zu kommen, werden gänzlich ihres Grades beraubt: aber das begegnet nur sehr wenigen. Man sieht bey diesen Untersuchungen oft einen Mann von fünfzig oder sechzig Jahren, welcher Bastonaden bekommt, da sein Sohn, der zugleich mit ihm Ausarbeitungen macht, Belohnungen und Beyfall erhält. Aber diese Strafe widerfährt keinen, als denen, über deren Aufführung Klage einläuft.

Ein jeder Graduirter, der sich bey diesem dreijährigen Examen nicht einstellt, läuft Gefahr, seinen Titel zu verlieren, und zum gemeinen Volke erniedriget zu werden. Nichts als Krankheit, oder Traner und der Tod eines Unverwandten entschuldigen ihn. Bloß die alten Graduirten, die bey dem letzten Examine sind veraltet befunden worden, werden von dieser Aufwartung befreyt, ohne daß sie einige Ehrenzeichen ihres Grades verlieren.

Den Grad eines Kju jin, oder Licentiaten zu erhalten (oder eines Magisters) müssen sie sich einer neuen Prüfung, Kos mens Chu fau unterwerfen. Diese wird nur einmal in drei Jahren in der Hauptstadt jeder Provinz durch die vornehmsten Beamten, in Begleitung einiger andern Mandarinen, angestellt. Zwei Mandarinen kommen deswegen ausdrücklich von Hofe, das bey zu präsidiren. Der erste heißt Ching chu fau, und muß Han lin, das ist, vom College der vornehmsten Doctoren des Reichs seyn. Der andere heißt Su chu. Aus den zehntausend Suen tsan, die z. B. in der Provinz Kiang si sind, werden nicht mehr als sechzig ernannt, die den Grad Kju jin erhalten. Ihr Rock ist bräunlich mit einer blauen Einfassung vier Fingers breit. Der Vogel auf der Krone ist von Golde, oder übergoldetem Kupfer, und der vornehmste unter ihnen heißt Kay ywen. Man kann diese Ehre nicht leicht durch Bestechung der Richter erhalten. Sie müssen das folgende Jahr nach Peking gehen, sich als Doctoren examiniren zu lassen, und der Kaiser giebt ihnen die Kosten zu dieser ersten



sten Reise. Diejenigen, welche nach überstandnem Examine nichts weiter als Knyin werden wollen, entweder weil sie bey Jahren sind, oder ein mässiges Vermögen besitzen, sind entschuldigt, wieder zu dem Examen zu kommen, wenn es alle drey Jahre zu Peking angestellt wird. Jeder Knyin wird zu Verwaltung eines Amtes für tüchtig gehalten. Manchmal gelangen sie zu Diensten, nur weil sie die ältesten von diesem Range sind, und einige von ihnen sind Unterkönige in den Provinzen geworden. Sobald sie eine öffentliche Bedienung haben, sagen sie sich von dem Doctorgrade los.

Alle Licentiaten, die nicht in einem Amte stehen, gehen zu dem dreijährigen Examen nach Peking, welches das kaiserliche heißt; denn der Kaiser dictirt selbst die Materien zu den Ausarbeitungen, und man sieht ihn selbst als den Richter an, weil er aufmerksam auf selbige ist, und sich Nachrichten davon geben läßt. Es kommen oft fünf bis sechstausend in dieses Examen, und von solchen werden etwa dreihundert Doctoren, manchmal auch nur hundert und

fünf

funfzig. Die drei Vornehmsten von ihnen werden Tschu se men feng, d. i. Schüler des Sohnes des Himmels genannt. Von diesen heißt der Vornehmste Tschwang wuen, der zweyte, Pang wuen, der dritte, Tan wua. Aus den andern Doctoren wählet der Kaiser eine gewisse Zahl, denen man den Titel Han lin, d. i. Doctoren vom ersten Range, giebt. Die übrigen heißen Tsin tse.

Wer diesen ruhmvollen Titel eines Tsin tse entweder in der Gelehrsamkeit oder in der Armee erhalten kann; der darf sich als einen glücklichen Mann ansehen, und hat keinen Mangel zu befürchten. Denn, er erhält unsäglich viele Geschenke von seinen Verwandten und Freunden, er hat sichere Hoffnung, zu den wichtigsten Aemtern des Reichs gebraucht zu werden, und ein jeder bemühet sich um seinen Schutz. Seine Freunde und Verwandten errichten ihm zu Ehren in ihrer Stadt Triumphböden, auf die sie seinen Namen schreiben, nebst dem Orte, wo, und der Zeit, wann er diese Ehre erhalten habe.



Der Verstorbene Kaiser Kanghi bemerkte, daß gegen das Ende seiner Regierung weder so viele, noch sowohl geschriebene Bücher, als er zu Ehren seiner Regierung und zum gemeinen Nutzen wünschte, gedruckt wurden. Auch nahm er wahr, daß die vornehmsten Doctoren des Reichs ihr Studiren verabsäumten, um einträglichere Bedienungen zu erhalten, sobald das Examen geendiget war. Er übernahm es deswegen, wider die Gewohnheit diese Doctoren selbst zu examiniren, die sich so viel darauf einbildeten, daß sie andere examinirten und beurtheilten. Dieses Examen machte viel Aufsehens, und es folgte darauf ein Urtheil, darüber man sich noch mehr verwunderte. Denn es wurden verschiedene von ihnen schimpflich abgesetzt und nach ihren Provinzen zurückgesandt. Die Furcht vor einem solchen neuen Examen hält diese Häupter der Gelehrten scharf zu ihrem Studiren an.

Unser Verfasser bemerkt anderswo ferner wegen der Spewtsan oder Baccalaureen, daß die, welche man für geschickt hält, ihren Grad zu erhalten, zu dem Eize des



Ti hoo tau oder Mandarin mit schwarzen leinenen Kleidern, und einer schlechten Mütze auf dem Kopfe gehen. Sobald sie vor ihn kommen, beugen sie sich, fallen auf ihre Knie, und werfen sich verschiedenemal rechter und linker Hand in zwei Reihen nieder, bis der Mandarin Befehl ertheilet, ihnen die gehörige Kleidung vor die Baes calauteen, nemlich eine Weste, einen Surstout und eine seidene Mütze zu geben. Wenn sie solche angelegt haben, so kehren sie zurück und werfen sich von neuem vor des Mandarins Richterstuhl nieder. Von hier gehen sie zum Pallaste des Confucius, wo sie den Kopf vor seinen Namen und vor den Namen der größten Weisen viermal zur Erde beugen.

Wenn die Snew tsa nach ihrem Lande zurück gekommen sind, so gehen sie alle, die sich in einem Bezirke befinden, zusammen, sich vor dem Befehlshaber in seinem Tribunale niederzuwerfen. Dieser steht alsdann auf, und bietet ihnen Wein in Bechern an, den er erst in die Luft erhebt. An verschiedenen Orten werden Stücke von rother Seide unter sie ausgetheilt, daraus
sie



sie eine Art Gürtel machen. Sie bekommen auch zwey Ruthen mit silbernen Blumen geziert, die sie auf jede Seite der Hüften, wie einen Mercuriusstab, setzen. Alsdann gehen sie mit dem Befehlshaber voran nach des Confucius Pallaste, die Feierlichkeit mit der gewöhnlichen Begrüßung zu endigen. Dies ist gleichsam die völlige Befräftigung, daß sie in ihre Würde eingesetzt sind, weil sie dadurch den Confucius vor ihren Lehrer erkennen, und sich erklären, daß sie seinen Vorschriften bey Regierung des Staats folgen wollen.

Nabab Nabarette stimmt im Hauptwerke
Brill. mit dem, was aus dem Du Halde angeführt worden, überein, sezet aber noch einige Merckwürdigkeiten hinzu. Er meldet uns, während der Regierung von der Familie Song vor beynahe siebenhundert Jahren, da die Gelehrsamkeit in China am meisten geblühet habe, wären die Gelehrten so gewachsen, daß man einem jeden Städtchen zwanzig Baccalaureen, einer Mittelstadt vierzig, und einer Hauptstadt funfzig verstattet hätte.

Diese nennen sie Lin seng, das ist, Baccalaureen, die vom Könige Erlaubniß haben. Nächst diesen ließen sie einem Städtchen sechzig, und einer Stadt hundert und zwanzig zu, die sie Tseng seng, zugesetzte Baccalaureen nannten. Nachgehends geben sie allen Erlaubniß, welche die Grade annehmen wollten. Diese werden durch den Namen Zu Hyo unterschieden, welches Baccalaureen, die zur Schule gesellet sind, bedeutet, so daß es also drey Grade unter ihnen giebt.

Die privilegirten Baccalaureen, die von weitem Fragen und Untersuchen ihrer Wissenschaft frey sind, heißen Kung seng. Ihrer sind drey Arten. Die erste nennet man Pakung seng, welches bedeutet, daß sie geschickte Redner, und ihre Ausarbeitungen so gut und schön sind, daß sie ihren Grad verdienten, ohne die gehörige Zeit zu erwarten, welches eine sehr große Ehre ist. Die zweyte Klasse sind die Tschu fienkung, welche zwanzig Jahre Baccalaureen gewesen sind. Die letztern heißen Ngienkung seng, Baccalaureen, die durch des Kaisers Gnade privilegirt sind. Die Sch



ne von Kärnern, Gleisern, Henkern und Comödianten, auch Bastarde, sind unfähig, einen Grad anzunehmen.

Wenn die Candidaten mit ihrer Arbeit fertig sind, so legen sie solche zusammen, schreiben ihren Namen und ihr Land darauf, und decken solches sorgfältig zu, daß es nicht zu lesen ist. Solche Ausarbeitungen, welche verdienen, in das zweite Zimmer zu gehen, werden aufgehoben, die andern ausgeworfen. Von fünftausend wird in dieser ersten Halle die Hälfte verworfen. Diejenigen, welche man gewält hat, gehen zur zweiten hinaus, wo sie durchgesehen werden, und etwa die Hälfte zur dritten kömmt, in der sich die Magistratspersonen befinden, welche die Untersuchung mit anstellen. Diese wälen fünfzig von den schönsten und besten unter ihnen, auch nach einer Ordnung, als die erste, zweite u. s. w. Alsdann sehen sie nach den Namen, und rufen diejenigen, welche es verdient haben, ihren Grad zu bekommen; schreiben die Namen auf grosse Tafeln, und lassen solche an einem öffentlichen Orte aufhängen. Vermittelt dieses werden sie

sie Graduirte ohne weitere Umstände. Und
 so sind alle Examina beschaffen. Sind
 ihnen sie noch mehr Aufträge, die eben:
 falls die Erhöhung verdienen, so schreiben
 sie derselben Namen auf, empfehlen sie be:
 stens, und erklären sich, wosern ihnen ei:
 ne bessere Zul. verstattet wäre, zu erheben,
 so verdienten diese solches auch, welches
 als eine grosse Ehre angesehen wird. Bei
 dieser Bettrichtung sind sie drei Tage einges:
 schlossen. Der Kaiser giebt alle Unkosten,
 und dieselben sind so gross, daß Navarette
 sie nicht melden will, weil sie kein Euro:
 päer glauben würde. Der Unterkönig, die
 Examinatoren, und andere grosse Mandar:
 einen, empfangen alsdann die Graduirten
 mit vielen Ehrenbezeugungen, bewirthen
 sie mit einem grossen Gastmahle, und geben
 einem jeden einen silbernen Löffel, einen
 blau seidenen Sonnenschirm, und einen
 Sessel, der auf den Schultern von vier
 Männern getragen wird.

Wenn die Tafeln ausgehangen sind, so
 sehen die Leute häufig da, um die Reuig:
 keit den Verwandten derer, die so geehrt
 werden, eiligst zu überbringen, und erhal:



ten dafür groſſe Belohnungen. Sobald der Bote anlangt, ſtellet die ganze Stadt, oder das ganze Städtchen öffentliche Ehrenbezeugungen an, daß ihr Landsman ſo glücklich geweſen iſt.

Wenn er ſelbſt nach Hauſe kommt, ſo empfängt er von jedermann Beſuche, Glückwünſchungen und Geſchenke in Silber, nach deſſen Umſtänden. Dies geſchieht um ihm zu ſeinen Koſten bey Hofe zu verhelfen, wo jeder Licentiat künftig hingehen muß. Daſelbſt wird ſein Name in die kaiſerlichen Bücher eingetragen, damit er, wenn man ihn braucht, von der Regierung gefodert werden kann. Diejenigen, welche Doctoren werden wollen, melden ſich, daß ſie verlangten, vor dem Kaiſer examinirt zu werden. Dieſer ſchreibt ihnen die Sachen vor, welche ſie ausarbeiten ſollen, und beurtheilet ihre Arbeit. Wer unter denen, welche dieſe Ehre erlangen, der oberſte iſt, erhält die größte Ehre, die man ſich nur vorſtellen kann. Manche werden zum kaiſerlichen Collegio beſtimmt, oder zum vorerwähnten Han lin, andere ge-

gehen nach Hause zurück, daselbst Bedienungen zu erwarten.

Obwohl außerordentliche Sorge getragen wird, allen Bestechungen hier vorzukommen: so finden sie doch Wege, dergleichen auszuüben. Der Kaiser Schun Chi ließ zu des Verfassers Zeiten einen Licentiaten und dessen Examinator dieserwegen enthaupten; und wie er das Land hinaufging, begegnete ihm ein anderer Licentiat in Ketten, den man eben deswegen angeklagt hatte. Die gewöhnlichste Art zu bestechen, ist, daß der Candidat dem Examinator auf zwei oder drei Tagereisen entgegen geht. Ist dieser geneigt dazu, so vergleichen sie sich um fünfhundert Ducaten oder mehr; alsdann machen sie ein Merkmal aus, woran seine Arbeit von den übrigen unterschieden ist; und das ist gemeiniglich ein Strich oder Zug an einem besondern Orte; oder der Examinator giebt ihm auch die Materie, damit er Zeit hat, sich solche bekannt zu machen, und bestimmt ihm doch noch ein gewisses Merkmal, damit ihm solches eher einfallen könne. Findet man aber, daß einer, der solchergestalt



gestalt erhoben worden ist, keine Verdienste besitzt, so setzt man den Examinator gefangen.

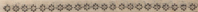
Diese Art, die Gelehrten beständig zu examiniren, ist ein vortreffliches Mittel, sie zu verhindern, daß sie nicht müßig gehen, und sich nicht zu sehr vermehren.

Navarette sagt, es wäre gut, wenn die Studierenden in Europa den Chinesen ähnlich wären; denn sie sind alle die ernsthaftesten und sitstsamsten Leute in China, und gehen stets mit niedergeschlagenen Augen. Selbst bey den Schulknaben zeigt sich schon dieses gesezte Wesen, welches der Verfasser oft nicht ohne Erstaunen bemerkt hat. Doch, sagt er, wären sie durch und durch voll höllischen Hochmuths, und sähen andere Nationen kaum als Menschen an; aber der Tatare hat nicht so viel mehr aus ihnen gemacht, und sie dadurch gedemüthiget. Man versteht hier unter den Namen: Gelehrte, alle Studierende sowohl, als die einen Grad haben, sie mögen in Aemtern stehen oder nicht. Alle Mandarinen sind Gelehrte, aber nicht alle Gelehrten sind Mandarinen, oder mit Aemtern versehen.

forgt.



sorgt. Die Künste und Wissenschaften, sagt indessen Sonnerat, werden in China nie beträchtliche Fortschritte machen; die Regierung wird sie stets zu unterdrücken suchen: denn, wenn sich das Volk aufzuklären anfänge, so müßte jene nothwendig ihre Form abändern. Daher kommt es, daß die gelehrtesten Chinesen am Ende ihres Lebens mit genauer Noth lesen und schreiben können.



Zweytes Kapitel.

Die Hauswirthe und das Ansehen, in dem der Feldbau steht, ingleichen von der Fischerei der Chinesen.

Die Landleute in China werden ^{man} den Kaufleuten und Künstlern ^{cette} ^{und du} im Range vorgezogen. Sie haben ^{Salon.} große Vorrechte; denn man sieht ihre Lebensart als die nöthigste im Staate an. Nach Navarette's Berichte sagen die Chinesen, der Kaiser müsse sie unter seinen besondern Schutz nehmen, und ihnen beson-



bere Vorrechte ertheilen, weil durch ihre Arbeit das ganze Reich besteht. Ja, es würde nicht bestehen können, wenn das Volk sich nicht mit dem größten Eifer und Fleiße darauf legte. Denn China ist so volkreich, daß, wenn jeder Zoll Landes, wie in der That meist geschieht, besäet wäre, es gleichwohl vor so viele Einwohner kaum zureichen würde; und das Reich ist zu weitläufig, als daß man diesen Mangel anderswoher ersetzen könnte, wenn man auch Handel mit Fremden treiben wollte. Daher ist es allezeit eine von den vornehmsten Bemühungen der Regierung gewesen, den Feldbau zu unterhalten, und dieserwegen die Landleute und ihre Lebensart zu ehren. In dieser Absicht ist ein Festtag zu Ehren des Ackerbaues angestellt, und der Kaiser wird jährlich selbst einmal ein Ackerermann, zur Nachahmung der vorigen Monarchen, deren Geschichte, wie es scheint, zu dieser Absicht eingerichtet ist.

Die gemeine Meinung, nach dem Berichte der Missionarien ist: Schinnong, (der himmlische Ackerermann. Er war der zweyte Kaiser, und fing zweytausend achthundert und sieben
und



und dreßsig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung zu regieren an), habe zuerst den Ackerbau gelehret, und er wird noch heutiges Tages, als der Erfinder einer so nützlichen Kunst, verehret. Sie ist durch dasjenige, was aus den Büchern ihrer ältesten Weisen erzählt wird, noch mehr in Aussehen gekommen. Der Kaiser Pau, der vierhundert und achtzig Jahre nach diesem Monarchen zu regieren anfang, wählte einen jungen Ackermann, vor seinen Kindern zum Nachfolger. Diese Wahl eines Kaisers hat den Chinesen eine große Hochachtung vor den Feldbau beigebracht.

Ein anderer Schriftsteller erzählt da dies ausführlicher. Der Kaiser Jao^{de} soll einmal seine Minister gefragt haben, welchen er zu seinen Nachfolger in der Regierung ernennen solle? worauf sie ihm seinen ältesten Prinzen vorschlugen. Der Kaiser aber, welcher wußte, daß die Gemüthsbeschaffenheit desselben ihn hinderte ein guter Regent zu seyn, habe diese Ehre einem seiner treuesten Minister angetragen; dieser aber habe sie abgelehnet, und einem jungen Landmann, der seinem Erachten nach,



nach, wegen seiner Treue und Klugheit dazu der geschickteste war, im Vorschlag gebracht; in der Meinung, daß, da derselbe bey einem bösen Vater, unartigen Mutter und jänkischen Bruder seine Leidenschaften so gut bändigen können, er auch im Stande seyn würde, das Ruder eines Reichs zu führen. Er sey auch wirklich zur Regierung gekommen, und habe sich, während derselben die Verbesserung der Haushaltung sehr angelegen seyn lassen, zur Bequemlichkeit des Landes verschiedene Kanäle gemacht, auch verschiedene Bücher von der Landwirthschaft geschrieben.

^{Man} ^{sehe} ^{und} ^{da} ^{Seite} Schuns Nachfolger, Du, kam auf eben die Art auf den Thron. Man sagt, er habe erfunden, wie man das Wasser durch Kanäle in die See ableiten könne, das sonst die niedrigen Länder überschwemmte; und habe nachgehends eben diese Kanäle gebraucht, den Boden fruchtbar zu machen. Er soll auch verschiedene Bücher von Bestellen und Wässern der Felder aufgesetzt haben, und deswegen von Schun zum Nachfolger ernennet worden seyn.

Man sehe die Seiten 87 und 88.

Man

A. C.



sehn. Dieses hat das Ansehen des Ackerbaues ungemein erhoben.

Verschiedene andere Kaiser haben ihren Eifer vor denselben ebenfalls geäußert. Kang vang, der dritte Monarch von der Familie Chew, ließ Gränzzeichen setzen, um den Streitigkeiten zwischen den Bauern vorzukommen. Der vier und zwanzigste aus eben dem Geschlechte King vang, unter dessen Regierung Confucius, fünfhundert und ein und dreyßig Jahre vor Christo, geboren ward, erneuerte die Gesetze, welche zum Vortheil des Landbanes abgefaßt waren. Der Kaiser Benti erhob den Ackerbau dreihundert und zwcy und funfzig Jahre darauf ungemein hoch. Um die Unterthanen seines durch Krieg verheerten Landes zum Ackerbane aufzumuntern, pflugte er selbst die Felder unter seinem Pallaste; welches alle Minister und Hofleute verpflichtete, eben das zu thun. Ja, selbst die Königin pflanzte Maulbeerbäume.

Man hält dieses vor den Grund eines grossen Festes, das in China jährlich gefeiert wird, wenn die Sonne in den funfzehnten Grad des Wassermanns tritt, welches die



Chinesen als den Anfang des Frühlings ansehen. Der Beschloßhaber läßt sich an diesem Tage auf einem Sessel aus seinem Palaste tragen. Vor ihm her trägt man Fahnen, brennende Fackeln und verschiedene Instrumente. Er ist mit Blumen bekrönt, und begiebt sich in diesem Aufzuge gegen das östliche Thor der Stadt, um gleichsam dem Frühlinge entgegen zu gehen. Verschiedene Sänften begleiten ihn, die gemalt, und mit mancherley seidenen Tapeszeren ausgezieret sind. Auf denselben zeigen sich verschiedene Bilder, und die Gemälde grosser Männer, die den Feldbau getrieben haben, nebst dahin gehörigen Geschichten. Die Strassen sind mit Tapezeren bedeckt, und in gehörigen Entfernungen Triumphbögen aufgerichtet. Sie hängen auch Laternen aus, und stellen Illuminationen an.

Unter den Figuren befindet sich eine irdene Kuh von solcher Grösse, daß vierzig Mann sie schwerlich fortzuschaffen können, mit vergoldeten Hörnern. Hinter ihr kommt ein junges Kind, das den einen Fuß bloß, und an dem andern einen Schuh hat. Sie nennen solches den Schuhgeist des Kleisses und der Arbeit. Es schlägt beständig mit

einem Stabe auf die Kuh, um sie gleichsam fortzutreiben. Alle Landleute folgen mit ihren Werkzeugen, und nach ihnen Maskirte und Comödianten, die spielen. So ziehen sie nach des Befehlshabers Pals lasse, wo sie die Kuh ihrer Zierrathen berauben, und aus ihrem Ruche eine erstaunliche Menge kleine thönerne Kühe nehmen, und solche sowohl, als die Stücke der Kuh, die zerbrochen wird, unter das Volk austheilen. Nachgehends preist der Befehlshaber in einer kurzen Rede die Sorgfalt vor den Ackerbau, als eine Sache, die dem besten des Staats ungemein zuträglich ist, an.

Die Aufmerksamkeit der Kaiser und der Mandarinen auf den Feldbau ist so groß, daß der Chinesische Monarch die Abgeordneten von den Unterthänigen immer fragt, wie sie das Feld befunden haben; und ein Regen, der zu rechter Zeit einfällt, ist eine gute Gelegenheit, einem Mandarin dies fernwegen zum Glückwunsche aufzuworten. Der Kaiser geht jährlich im Frühling, der in den Hornung fällt, mit vielem Gepränge auf das Feld, und pflügt, zur



Ernennung des Landmanns, selbst einige Furchen. Die Mandarinen einer jeden Stadt begleiten ihn.

Nachdem das mathematische Tribunal, dem Befehle gemäß, den 24sten des zwoehnten Monats, als den Tag zur Ceremonie des Pflügens, festgesetzt hatte: so gab das Tribunal der Gebräuche dem gegenwärtigen Kaiser Yong ihing durch eine Schrift davon Nachricht, und in selbiger meldete es folgende Umstände, als Vorbereitungen zum Feste, die er zu beobachten hatte. 1) Er sollte zwölf Vornehme bestellen, ihn zu begleiten, und nach ihm zu pflügen, nemlich drey Prinzen und neun Präsidenten der obersten Gerichte, oder der letzten Besstände, wenn sie selbst alt oder schwach wären. 2) Da die Ceremonie nicht nur darin bestehen sollte, daß der Kaiser pflügte, durch sein Beispiel Eifer zu erwecken; sondern auch ein Opfer in sich faßte, das er, als der oberste Priester, dem Schangti thäte, um von selbigem reiche Früchte vor sein Volk zu erhalten: so sollte er, als eine Vorbereitung dazu, drey Tage zuvor fasten, und sich enthalten; welches



ches seine Begleiter, die Prinzen und Mandarinen, ebenfalls thun sollten. 3) Den Abend vor der Feyerlichkeit sollten Seine Majestät verschiedene Herren vom Range nach der Halle ihrer Vorfahren senden, wo sich dieselben vor der Verstorbenen Tafel niederzuerwerfen, und ihnen, als ob sie noch lebten, Nachricht zu ertheilen hätten, daß er den Tag darauf das groſſe Opfer thun wollte.

Auſſer diesen Nachrichten vor den Kaiser schreibt das Tribunal auch die Zubereitungen vor, die deswegen in verschiedenen Tribunalen gemacht werden. Eines muß das Opfer fertig machen, das andere die Formal aufſetzen, die der Kaiser beim Opfern herſaget; ein drittes die Zelten herſchaffen und aufſchlagen, unter denen er zu Mittage ſpeiſet, wenn er will; das vierte muß vierzig oder fünfzig ihres Alters wegen anſehnliche Landleute verſammeln, die bey des Kaisers Pflügen gegenwärtig ſeyn müſſen, vierzig jüngere, die den Pflug zurecht machen, die Ochſen joſchen, und den Samen fertig halten müſſen. Dieſer beſteht in fünf Arten, unter denen aller übrige begriffen ſeyn ſoll,
nemlich



nemlich Weizen, Reis, Bohnen und zwei Arten Hirse.

Den 24sten Tag des Monats geht der Kaiser mit seinem ganzen Hofe in seiner feyerlichen Kleidung an den bestimmten Ort, dem Schantig ti das Frühlingsopfer zu bringen, durch welches er ersucht wird, die Früchte der Erde zu vermehren und zu erhalten. Der Platz ist ein kleiner Erdhügel, unweit der Stadt südwärts. Auf der Seite dieser Erhöhung, die fünfzig Fuß und vier Zoll hoch seyn soll, ist der Fleck, der von den kaiserlichen Händen soll gepflüget werden.

Nach dem Opfer stieg der Kaiser mit den drei Prinzen und neun Präsidenten, die mit ihm pflügen sollten, herab. Verschiedene Geosse trugen die kostbaren Behälter, in denen sich der Saame befand; der ganze Hof wartete mit dem tiefsten Stillschweigen. Darauf nahm der Kaiser den Pflug, pflügte verschiedenemale vorwärts, und zurück; und wie er ihn abgab, nahm ihn ein Prinz vom Gebläte, und pflügte, wie sie alle nach der Reihe thaten. Nach dem sie an verschiedenen Orten gepflüget hats

der Kaiser

ten: so säete der Kaiser das mancherley Korn, und den folgenden Tag brachten die vier und vierzig alten und zwey und vierzig jungen Ackerleute die Arbeit vollends zu Ende. Diese Ceremonie beschloß sich mit der gesekten Belohnung, die der Kaiser einem jedem unter ihnen ertheilte, welche in vier Stücken gefärbten Kattun zu Kleidern bestand.

Dieses Feld wird sehr sorgfältig gewarset, und von dem Befehlshaber in Peking öfters besucht. Er durchsucht aufs sorgfältigste die Furchen, um einige besondere Aehren zu entdecken, die sie als gute Vorbedeutung ansehen. Bey dieser Gelegenheit giebt er Nachricht, daß er z. B. einen Halm mit dreyzehn Aehren gefunden. Im Herbst sammelt eben dieser Befehlshaber das Korn in gelbe Säcke ein, und es wird in ein dazu erbautes Kornhaus, das kaiserliche Magazin genannt, gebracht, und zu den feyerlichsten Ceremonien aufgehoben. Denn wenn der Kaiser dem Tsen oder Schang ti opfert, so überliefert er es, als die Frucht seiner eigenen Hände, und bringt es gewis-



wiſſe Zeiten im Jahre ſeinen Vorſahren, als ob ſie noch lebten.

Um die Landleute noch mehr zu ihrer Arbeit aufzumuntern, verordnete der Kaiſer Kangti, die Befehlshaber einer jeden Provinz ſollten ihm jährlich von dem Landmann in ihrem Bezirke eine Nachricht einſenden: wer ſich im Feldbau am meiſten hervorthäte, eine untadelhafte Aufführung beobachtete, in ſeiner Familie Einigkeit, und mit ſeinem Nachbarn Friede hielte, und ſparsam, und allen Ausſchweifungen Feind wäre. Auf dieſe Nachricht des Befehlshabers erhebt der Kaiſer dieſen klugen und arbeitsamen Landmann zu der Stelle eines Mandarinen vom achten Range, und ſendet ihm den Erhöhungsbrief als einem Ehenmandarin. Dieſer Vorzug berechtiget ihn, Mandarienenkleidung zu tragen, den Befehlshaber der Stadt zu beſuchen, in ſeiner Gegenwart zu ſitzen, und mit ihm Thee zu trinken. Er wird ſeine ganze Lebenszeit über verehrt. Nach ſeinem Tode erhält er ein Leichenbegängniß das ſeinem Range gemäß iſt, und ſein Ehrentitel wird in die Halle ſeiner Vorſahren

angeschrieben. Welchen Nachseifer muß nicht solches bey den Landleuten erwecken,

Diesem gemäß findet man auch, daß sie beständig mit ihren Feldern beschäftigt sind. Haben sie Zeit übrig, gehen sie auf die Berge, um Holz zu hauen, in die Gärten, nach ihren Kräutern zu sehen, oder Robe zu schneiden; so daß sie nie müßig sind. Das Land liegt in China nie brache, und einerley Grund bringt ordentlich drey Erndten im Jahre, erstlich Reis: ehe solcher reif ist, säen sie Weizen, und wenn diese eingesammelt sind, Weizen, Bohnen oder ander Korn, und so geht es beständig wieder von vorn an. Selten wenden sie ihr Land unnütz an; z. B. zu Blumengärten, oder schönen Spaziergängen, weil sie ihres und des gemeinen Bestens wegen lieber nützliche Sachen haben.

Ihre größte Aufmerksamkeit ist auf den Reisbau gerichtet. Die Reisäcker, sagt ein anderer Schiffscapitain, der einen kurzen Bericht von der Chinesischen Landwirtschaft gegeben hat, sind an einigen Orten so weich, daß die Fluth die Erde des Ufer wegreißt. Um dieses zu verhüten,



befehet man sie mit Eypressen, deren unter einander verbundene Wurzeln der Erde Festigkeit geben.

An höhern Orten, die durch die Fluth nicht gewässert werden können, ist eine andere Gattung von Reissäckern angelegt. Am jedes dieser Felder haben sie, einer gleichförmigen Wässerung wegen, einen 2 bis 3 Fuß hohen Erdwall aufgeworfen, innerhalb welchen sie nach eigenem Belieben bei der Regenzeit das Wasser sammeln oder ablassen, in der trocknen Zeit aber es dahin leiten, und hineinschöpfen. Das Erdreich dieser Felder ist von einem festeren Thone und Dammerde gemischt, und da der jährliche Betrag derselben, gegen die andere gerechnet, doppelt seyn kann, so werden sie mit verschiedenen Arten Dünger unterhalten und besser gewartet. Die Chinesen machen überdies auch aus Sümpfen und Brüchen Reisfelder. Diese können aber nicht ohne viele Mühe und Kosten gleichförmig naß erhalten werden; daher haben sie auf diesen in trocknen Jahren gemeinlich Miswachs.

1794 1795 1796 1797 1798 1799 1800 1801 1802 1803 1804 1805 1806 1807 1808 1809 1810 1811 1812 1813 1814 1815 1816 1817 1818 1819 1820 1821 1822 1823 1824 1825 1826 1827 1828 1829 1830 1831 1832 1833 1834 1835 1836 1837 1838 1839 1840 1841 1842 1843 1844 1845 1846 1847 1848 1849 1850 1851 1852 1853 1854 1855 1856 1857 1858 1859 1860 1861 1862 1863 1864 1865 1866 1867 1868 1869 1870 1871 1872 1873 1874 1875 1876 1877 1878 1879 1880 1881 1882 1883 1884 1885 1886 1887 1888 1889 1890 1891 1892 1893 1894 1895 1896 1897 1898 1899 1900 1901 1902 1903 1904 1905 1906 1907 1908 1909 1910 1911 1912 1913 1914 1915 1916 1917 1918 1919 1920 1921 1922 1923 1924 1925 1926 1927 1928 1929 1930 1931 1932 1933 1934 1935 1936 1937 1938 1939 1940 1941 1942 1943 1944 1945 1946 1947 1948 1949 1950 1951 1952 1953 1954 1955 1956 1957 1958 1959 1960 1961 1962 1963 1964 1965 1966 1967 1968 1969 1970 1971 1972 1973 1974 1975 1976 1977 1978 1979 1980 1981 1982 1983 1984 1985 1986 1987 1988 1989 1990 1991 1992 1993 1994 1995 1996 1997 1998 1999 2000 2001 2002 2003 2004 2005 2006 2007 2008 2009 2010 2011 2012 2013 2014 2015 2016 2017 2018 2019 2020 2021 2022 2023 2024 2025 2026 2027 2028 2029 2030 2031 2032 2033 2034 2035 2036 2037 2038 2039 2040 2041 2042 2043 2044 2045 2046 2047 2048 2049 2050 2051 2052 2053 2054 2055 2056 2057 2058 2059 2060 2061 2062 2063 2064 2065 2066 2067 2068 2069 2070 2071 2072 2073 2074 2075 2076 2077 2078 2079 2080 2081 2082 2083 2084 2085 2086 2087 2088 2089 2090 2091 2092 2093 2094 2095 2096 2097 2098 2099 2100 2101 2102 2103 2104 2105 2106 2107 2108 2109 2110 2111 2112 2113 2114 2115 2116 2117 2118 2119 2120 2121 2122 2123 2124 2125 2126 2127 2128 2129 2130 2131 2132 2133 2134 2135 2136 2137 2138 2139 2140 2141 2142 2143 2144 2145 2146 2147 2148 2149 2150 2151 2152 2153 2154 2155 2156 2157 2158 2159 2160 2161 2162 2163 2164 2165 2166 2167 2168 2169 2170 2171 2172 2173 2174 2175 2176 2177 2178 2179 2180 2181 2182 2183 2184 2185 2186 2187 2188 2189 2190 2191 2192 2193 2194 2195 2196 2197 2198 2199 2200 2201 2202 2203 2204 2205 2206 2207 2208 2209 2210 2211 2212 2213 2214 2215 2216 2217 2218 2219 2220 2221 2222 2223 2224 2225 2226 2227 2228 2229 2230 2231 2232 2233 2234 2235 2236 2237 2238 2239 2240 2241 2242 2243 2244 2245 2246 2247 2248 2249 2250 2251 2252 2253 2254 2255 2256 2257 2258 2259 2260 2261 2262 2263 2264 2265 2266 2267 2268 2269 2270 2271 2272 2273 2274 2275 2276 2277 2278 2279 2280 2281 2282 2283 2284 2285 2286 2287 2288 2289 2290 2291 2292 2293 2294 2295 2296 2297 2298 2299 2300 2301 2302 2303 2304 2305 2306 2307 2308 2309 2310 2311 2312 2313 2314 2315 2316 2317 2318 2319 2320 2321 2322 2323 2324 2325 2326 2327 2328 2329 2330 2331 2332 2333 2334 2335 2336 2337 2338 2339 2340 2341 2342 2343 2344 2345 2346 2347 2348 2349 2350 2351 2352 2353 2354 2355 2356 2357 2358 2359 2360 2361 2362 2363 2364 2365 2366 2367 2368 2369 2370 2371 2372 2373 2374 2375 2376 2377 2378 2379 2380 2381 2382 2383 2384 2385 2386 2387 2388 2389 2390 2391 2392 2393 2394 2395 2396 2397 2398 2399 2400 2401 2402 2403 2404 2405 2406 2407 2408 2409 2410 2411 2412 2413 2414 2415 2416 2417 2418 2419 2420 2421 2422 2423 2424 2425 2426 2427 2428 2429 2430 2431 2432 2433 2434 2435 2436 2437 2438 2439 2440 2441 2442 2443 2444 2445 2446 2447 2448 2449 2450 2451 2452 2453 2454 2455 2456 2457 2458 2459 2460 2461 2462 2463 2464 2465 2466 2467 2468 2469 2470 2471 2472 2473 2474 2475 2476 2477 2478 2479 2480 2481 2482 2483 2484 2485 2486 2487 2488 2489 2490 2491 2492 2493 2494 2495 2496 2497 2498 2499 2500 2501 2502 2503 2504 2505 2506 2507 2508 2509 2510 2511 2512 2513 2514 2515 2516 2517 2518 2519 2520 2521 2522 2523 2524 2525 2526 2527 2528 2529 2530 2531 2532 2533 2534 2535 2536 2537 2538 2539 2540 2541 2542 2543 2544 2545 2546 2547 2548 2549 2550 2551 2552 2553 2554 2555 2556 2557 2558 2559 2560 2561 2562 2563 2564 2565 2566 2567 2568 2569 2570 2571 2572 2573 2574 2575 2576 2577 2578 2579 2580 2581 2582 2583 2584 2585 2586 2587 2588 2589 2590 2591 2592 2593 2594 2595 2596 2597 2598 2599 2600 2601 2602 2603 2604 2605 2606 2607 2608 2609 2610 2611 2612 2613 2614 2615 2616 2617 2618 2619 2620 2621 2622 2623 2624 2625 2626 2627 2628 2629 2630 2631 2632 2633 2634 2635 2636 2637 2638 2639 2640 2641 2642 2643 2644 2645 2646 2647 2648 2649 2650 2651 2652 2653 2654 2655 2656 2657 2658 2659 2660 2661 2662 2663 2664 2665 2666 2667 2668 2669 2670 2671 2672 2673 2674 2675 2676 2677 2678 2679 2680 2681 2682 2683 2684 2685 2686 2687 2688 2689 2690 2691 2692 2693 2694 2695 2696 2697 2698 2699 2700 2701 2702 2703 2704 2705 2706 2707 2708 2709 2710 2711 2712 2713 2714 2715 2716 2717 2718 2719 2720 2721 2722 2723 2724 2725 2726 2727 2728 2729 2730 2731 2732 2733 2734 2735 2736 2737 2738 2739 2740 2741 2742 2743 2744 2745 2746 2747 2748 2749 2750 2751 2752 2753 2754 2755 2756 2757 2758 2759 2760 2761 2762 2763 2764 2765 2766 2767 2768 2769 2770 2771 2772 2773 2774 2775 2776 2777 2778 2779 2780 2781 2782 2783 2784 2785 2786 2787 2788 2789 2790 2791 2792 2793 2794 2795 2796 2797 2798 2799 2800 2801 2802 2803 2804 2805 2806 2807 2808 2809 2810 2811 2812 2813 2814 2815 2816 2817 2818 2819 2820 2821 2822 2823 2824 2825 2826 2827 2828 2829 2830 2831 2832 2833 2834 2835 2836 2837 2838 2839 2840 2841 2842 2843 2844 2845 2846 2847 2848 2849 2850 2851 2852 2853 2854 2855 2856 2857 2858 2859 2860 2861 2862 2863 2864 2865 2866 2867 2868 2869 2870 2871 2872 2873 2874 2875 2876 2877 2878 2879 2880 2881 2882 2883 2884 2885 2886 2887 2888 2889 2890 2891 2892 2893 2894 2895 2896 2897 2898 2899 2900 2901 2902 2903 2904 2905 2906 2907 2908 2909 2910 2911 2912 2913 2914 2915 2916 2917 2918 2919 2920 2921 2922 2923 2924 2925 2926 2927 2928 2929 2930 2931 2932 2933 2934 2935 2936 2937 2938 2939 2940 2941 2942 2943 2944 2945 2946 2947 2948 2949 2950 2951 2952 2953 2954 2955 2956 2957 2958 2959 2960 2961 2962 2963 2964 2965 2966 2967 2968 2969 2970 2971 2972 2973 2974 2975 2976 2977 2978 2979 2980 2981 2982 2983 2984 2985 2986 2987 2988 2989 2990 2991 2992 2993 2994 2995 2996 2997 2998 2999 3000 3001 3002 3003 3004 3005 3006 3007 3008 3009 3010 3011 3012 3013 3014 3015 3016 3017 3018 3019 3020 3021 3022 3023 3024 3025 3026 3027 3028 3029 3030 3031 3032 3033 3034 3035 3036 3037 3038 3039 3040 3041 3042 3043 3044 3045 3046 3047 3048 3049 3050 3051 3052 3053 3054 3055 3056 3057 3058 3059 3060 3061 3062 3063 3064 3065 3066 3067 3068 3069 3070 3071 3072 3073 3074 3075 3076 3077 3078 3079 3080 3081 3082 3083 3084 3085 3086 3087 3088 3089 3090 3091 3092 3093 3094 3095 3096 3097 3098 3099 3100 3101 3102 3103 3104 3105 3106 3107 3108 3109 3110 3111 3112 3113 3114 3115 3116 3117 3118 3119 3120 3121 3122 3123 3124 3125 3126 3127 3128 3129 3130 3131 3132 3133 3134 3135 3136 3137 3138 3139 3140 3141 3142 3143 3144 3145 3146 3147 3148 3149 3150 3151 3152 3153 3154 3155 3156 3157 3158 3159 3160 3161 3162 3163 3164 3165 3166 3167 3168 3169 3170 3171 3172 3173 3174 3175 3176 3177 3178 3179 3180 3181 3182 3183 3184 3185 3186 3187 3188 3189 3190 3191 3192 3193 3194 3195 3196 3197 3198 3199 3200 3201 3202 3203 3204 3205 3206 3207 3208 3209 3210 3211 3212 3213 3214 3215 3216 3217 3218 3219 3220 3221 3222 3223 3224 3225 3226 3227 3228 3229 3230 3231 3232 3233 3234 3235 3236 3237 3238 3239 3240 3241 3242 3243 3244 3245 3246 3247 3248 3249 3250 3251 3252 3253 3254 3255 3256 3257 3258 3259 3260 3261 3262 3263 3264 3265 3266 3267 3268 3269 3270 3271 3272 3273 3274 3275 3276 3277 3278 3279 3280 3281 3282 3283 3284 3285 3286 3287 3288 3289 3290 3291 3292 3293 3294 3295 3296 3297 3298 3299 3300 3301 3302 3303 3304 3305 3306 3307 3308 3309 3310 3311 3312 3313 3314 3315 3316 3317 3318 3319 3320 3321 3322 3323 3324 3325 3326 3327 3328 3329 3330 3331 3332 3333 3334 3335 3336 3337 3338 3339 3340 3341 3342 3343 3344 3345 3346 3347 3348 3349 3350 3351 3352 3353 3354 3355 3356 3357 3358 3359 3360 3361 3362 3363 3364 3365 3366 3367 3368 3369 3370 3371 3372 3373 3374 3375 3376 3377 3378 3379 3380 3381 3382 3383 3384 3385 3386 3387 3388 3389 3390 3391 3392 3393 3394 3395 3396 3397 3398 3399 3400 3401 3402 3403 3404 3405 3406 3407 3408 3409 3410 3411 3412 3413 3414 3415 3416 3417 3418 3419 3420 3421 3422 3423 3424 3425 3426 3427 3428 3429 3430 3431 3432 3433 3434 3435 3436 3437 3438 3439 3440 3441 3442 3443 3444 3445 3446 3447 3448 3449 3450 3451 3452 3453 3454 3455 3456 3457 3458 3459 3460 3461 3462 3463 3464 3465 3466 3467 3468 3469 3470 3471 3472 3473 3474 3475 3476 3477 3478 3479 3480 3481 3482 3483 3484 3485 3486 3487 3488 3489 3490 3491 3492 3493 3494 3495 3496 3497 3498 3499 3500 3501 3502 3503 3504 3505 3506 3507 3508 3509 3510 3511 3512 3513 3514 3515 3516 3517 3518 3519 3520 3521 3522 3523 3524 3525 3526 3527 3528 3529 3530 3531 3532 3533 3534 3535 3536 3537 3538 3539 3540 3541 3542 3543 3544 3545 3546 3547 3548 3549 3550 3551 3552 3553 3554 3555 3556 3557 3558 3559 3560 3561 3562 3563 3564 3565 3566 3567 3568 3569 3570 3571 3572 3573 3574 3575 3576 3577 3578 3579 3580 3581 3582 3583 3584 3585 3586 3587 3588 3589 3590 3591 3592 3593 3594 3595 3596 3597 3598 3599 3600 3601 3602 3603 3604 3605 3606 3607 3608 3609 3610 3611 3612 3613 3614 3615 3616 3617 3618 3619 3620 3621 3622 3623 3624 3625 3626 3627 3628 3629 3630 3631 3632 3633 3634 3635 3636 3637 3638 3639 3640 3641 3642 3643 3644 3645 3646 3647 3648 3649 3650 3651 3652 3653 3654 3655 3656 3657 3658 3659 3660 3661 3662 3663 3664 3665 3666 3667 3668 3669 3670 3671 3672 3673 3674 3675 3676 3677 3678 3679 3680 3681 3682 3683 3684 3685 3686 3687 3688 3689 3690 3691 3692 3693 3694 3695 3696 3697 3698 3699 3700 3701 3702 3703 3704 3705 3706 3707 3708 3709 3710 3711 3712 3713 3714 3715 3716 3717 3718 3719 3720 3721 3722 3723 3724 3725 3726 3727 3728 3729 3730 3731 3732 3733 3734 3735 3736 3737 3738 3739 3740 3741 3742 3743 3744 3745 3746 3747 3748 3749 3750 3751 3752 3753 3754 3755 3756 3757 3758 3759 3760 3761 3762 3763 3764 3765 3766 3767 3768 3769 3770 3771 3772 3773 3774 3775 3776 3777 3778 3779 3780 3781 3782 3783 3784 3785 3786 3787 3788 3789 3790 3791 3792 3793 3794 3795 3796 3797 3798 3799 3800 3801 3802 3803 3804 3805 3806 3807 3808 3809 3810 3811 3812 3813 3814 3815 3816 3817 3818 3819 3820 3821 3822 3823 3824 3825 3826 3827 3828 3829 3830 3831 3832 3833 3834 3835 3836 3837 3838 3839 3840 3841 3842 3843 3844 3845 3846 3847 3848 3849 3850 3851 3852 3853 3854 3855 3856 3857 3858 3859 3860 3861 3862 3863 3864 3865 3866 3867 3868 3869 3870 3871 3872 3873 3874 3875 3876 3877 3878 3879 3880 3881 3882 3883 3884 3885 3886 3887 3888 3889 3890 3891 3892 3893 3894 3895 3896 3897 3898 3899 3900 3901 3902 3903 3904 3905 3906 3907 3908 3909 3910 3911 3912 3913 3914 3915 3916 3917 3918 3919 3920 3921 3922 3923 3924 3925 3926 3927 3928 3929 3930 3931 3932 3933 3934 3935 3936 3937 3938 3939 3940 3941 3942 3943 3944 3945 3946 3947 3948 3949 3950 3951 3952 3953 3954 3955 3956 3957 3958 3959 3960 3961 3962 3963 3964 3965 3966 3967 3968 3969 3970 3971 3972 3973 3974 3975 3976 3977 3978 3979 3980 3981 3982 3983 3984 3985 3986 3987 3988 3989 3990 3991 3992 3993 3994 3995 3996 3997 3998 3999 4000 4001 4002 4003 4004 4005 4006 4007 4008 4009 4010 4011 4012 4013 4014 4015 4016 4017 4018 4019 4020 4021 4022 4023 4024 4025 4026 4027 4028 4029 4030 4031 4032 4033 4034 4035 4036 4037 4038 4039 4040 4041 4042 4043 4044 4045 4046 4047 4048 4049 4050 4051 4052 4053 4054 4055 4056 4057 4058 4059 4060 4061 4062 4063 4064 4065 4066 4067 4068 4069 4070 4071 4072 4073 4074 4075 4076 4077 4078 4079 4080 4081 4082 4083 4084 4085 4086 4087 4088 4089 4090 4091 4092 4093 4094 4095 4096 4097 4098 4099 4100 4101 4102 4103 4104 4105 4106 4107 4108 4109 4110 4111 4112 4113 4114 4115 4116 4117 4118 4119 4120 4121 4122 4123 4124 4125 4126 4127 4128 4129 4130 4131 4132 4133 4134 4135 4136 4137 4138 4139 4140 4141 4142 4143 4144 4145 4146 4147 4148 4149 4150 4151 4152 4153 4154 4155 4156 4157 4158 4159 4160 4161 4162 4163 4164 4165 4166 4167 4168 4169 4170 4171 4172 4173 4174 4175 4176 4177 4178 4179 4180 4181 4182 4183 4184 4185 4



Glaubwürdige Chinesen haben mir berichtet, fährt eben dieser Schiffscapitain fort, daß in der Landschaft Jockien der Strom, welcher bey Changchen und Among seinen Ausfluß hat, große flache Strände mache, und daß die Einwohner aus Mißvergnügen, daß so große Strecken so ungenützt bleiben sollten, sich Blößen baueten, über dieselben Matten breiteten, auf diese Erde führten und mit vielem Gewinn Reis hineinsplanzten. Bey dem Wechsel der Winde litten diese schwimmenden Felder bisweilen durch Stürme; sie würden aber für sehr einträglich gehalten, weil sie bey trockener und feuchter Witterung von unsren eine immer gleiche Masse erhielten, und in letzterer durch den Regen nicht litten, weil derselbe bald ablief.

Die Zubereitung aller vorgedachter Reissäcker geschieht entweder mit dem Pfluge oder der Hacke, und da alles darauf hinausläuft, daß die alten Reisstoppeln umgekehrt und untergebracht werden, so kommt beides auf eines hinaus. Ihr Pflug ist überaus einfach, und wird von einem Ochsen gezogen, mit der Hacke können sie eben



falls in dem Schlammne ohne sonderliche Mühe so tief hauen, als sie es für gut finden. Durch die nächstfolgende Fluth und Ueberschwemmung setzt sich das Erdreich so eben, als ob es gewalzt wäre; da auch eine beständige Masse das Zusammenbacken der Erde verhindert, so bedürfen sie keiner andern Ackergeräthe.

Alle übrige Arten von Aekern werden auf einerley Weise bestellt, weil sie die Zeit, da das Erdreich von der Masse am weichsten und folglich am leichtesten zu handhieren ist, dazu erwählen.

Sie düngen, pflügen und bearbeiten einen kleinen etwan sechzig Fuß im Quadrat haltenden oder auch kleinern oder grösseren Theil des Aekers, der, wie der übrige, feucht und morastig sein, doch aber vom Strome so weit entfernt liegen muß, daß er durch dessen hohes Wasser nicht ganz überschwemmet werden kann. Sie besäen ihn sehr dicht mit Reis, welcher vorher in Wasser, das auf Dünger und Kalk gestanden hat, eingeweicht worden ist. Wenn der Reis hervorzu kommen anfängt, halten sie den Acker einer Querhand hoch unter Wasser,



Wasser, nach dreßßig Tagen aber, sind die Reispflanzen geschickt, auf die größeren Felder versetzt zu werden.

Sie nehmen es bey dem Versetzen wegen der geraden Linie nicht eben genau, und sehen nur bloß dahin, daß jede Reispflanze ihren erforderlichen Platz habe. Der Abstand derselben beträgt gewöhnlich acht oder neun Zoll. Das Versetzen selbst geschieht mit vieler Leichtigkeit, und auf die Weise, daß sie von den Spizen oder Reispflanzen ohngefähr 2 Zoll abbrechen, und jede vor sich, oder wenn sie zu klein ist, mehrere zugleich mit den Fingerspizen so tief in die Erde drucken, daß die Wurzeln 2 Zoll derselben über sich bekommen. Wenn der Reis auf diese Weise verpflanzt worden ist, so wird nichts weiter mit ihm vorgenommen. Doch sehen sie oft darnach, ob ihm etwa, so lange er noch zart ist, durch Würmer und kleine Krabben Schaden zugefügt worden sey. Wenn dieses geschehen ist, so sehen sie, statt der abgestressenen Stauden, neue, und streuen nachher über den Acker etwas weniges Kalk, vor welchen dies Ungeziefer fliehet.



Sie bearbeiten das Erdreich, wenn es von der Herbstwitterung angefeuchtet, und zur Bestellung oder Pflanzung der Winterfaat noch weich ist, welches ohngefähr in den December trifft. Da die Luft alsdann kühler ist, so kann das Wasser nicht so sehr wegtröcknen, daß es nicht den Wuchs sowohl als die Erndte befördern sollte, so daß letztere nach hundert und zwanzig Tagen oder im April, erfolgen kann. Der Acker, welcher alsdann von der Regenzeit wiederum aufgeweicht worden ist, wird ein wenig gedünge, gepflügt und zur andern Saat oder Pflanzung zugerichtet. Diese zweite Bestellung der Reisfelder in demselben Jahre fällt gewöhnlich in die Zeit gegen das Ende des Maymonats, oder im Anfange des Junius. Man sollte glauben, daß der Wechsel des Regens und der Wärme, den Wuchs des Reisses mehr, als bey der ersten Erndte beschleunigen würde; gleichwohl müssen sie diesmal länger warten, und von dem Säten bis zum Schneiden des Reisses hundert und dreissig Tage rechnen, daher die Erndte selten im September erfolgt.

Die niedrigen Aecker werden gegen das Ende des Aprils oder im Anfange des May's mit Reisplanzen besetzt. Diese erfordern zu ihrer Reife so viele Tage, als die auf den übrigen Feldern, und die Erndte fällt gemeiniglich in den September. Man läßt das Land hierauf bis zum April Brach liegen, in welcher Zeit die Stoppeln und Wurzeln des vorigen Reiss fest vermessen vermodern, daß sie bey dem Pflügen in Erde zerfallen.

Sobald der Reis, der Reife wegen weiß zu werden anfängt, wird er mit Handsicheln, deren Schneiden wie Sägen gezählet sind, geschnitten, in Garben gebunden, und nach hohen, trocknen Orten gebracht, wo man ihn trocknet und bis zum Dreschen in Schober setzt. Der gedroschene Reis hat noch seine Schalen und wird Paddi genannt; man bedient sich dessen theils zur Saat, theils zum Futter vor das Vieh; ehe ihn aber die Leute gebrauchen, wird er in steinernen Mörsern mit hölzernen Stempeln gestossen und durch Schwingen von der losgegangenen Spreu gereinigt.



Einige Landwirthe, welche weiträumigere Felder haben, als sie selbst bauen wollen, überlassen einen Theil derselben armen Leuten gegen einen gewissen Pacht. Diese Pächter sind zu unbemittelt, als daß sie die Aecker mit Pflug und Ochsen bestellen könnten, daher bedienen sie sich der Hacken, laufen die zum Segen erforderlichen Reispflanzen von andern, desſelben den reif gewordenen und geschnittenen Reis unter freyem Himmel auf nackten Felsen oder Häusern, reinigen denselben, und bezahlen das von dem Grundherren seinen Zins.

Damit bey einem so weiträumigen Ackerbaue kein Mangel an Dünger seyn möge, so verdienen viele arme Leute ihren Unterhalt mit der Sammlung desselben. Sie suchen auf den Gassen und um die Häuser, desgleichen mit kleinen Sampanen an den Ufern der Flüsse, allerley zum Dünger dienliche Materien und den Unrath von Menschen und Vieh sorgfältig auf, und verkaufen sie an andere, welche damit handeln. Sie sammeln den Mist in Kübeln, die sie ordentlich bedeckt auf den Schultern tragen. Diejenigen, welche solchen
an



um einen halben Pfennig, an Leute, die es in Säcken wegschaffen; man sieht auch oft Barken damit beladen. Wenn die Sat in Aehren schießt, und sie das Land mit Quellwasser wässern, so vermengen sie lebendigen Kalk damit, der, ihrer Meinung nach, die Wärmer und das Ungeziefer tödtet, das Gesträuche am Wachsthum hindern, und dem Grunde Wärme mittheilen, und dadurch seine Fruchtbarkeit vergrößern soll. Durch dieses Mittel sind ihre Reisfelder so rein, daß Navarette zwar manchmal auf selbigen kleine Kräuter gesucht, aber nie gefunden hat; und er also schließt, der Reis, der erstaunlich groß und schön ist, ziehe alle Nahrung aus dem Grunde.

Man düngt, pflügt und ebnet den Acker, der zwar feucht ist, aber etwas höher, als derjenige, von dem bisher geredet worden, liegt, und aus mehr Dammerde besteht. Von diesem Acker besäet man ein Bette mit Weizen, der einige Tage in Misthauch geweicht gewesen, recht dicht, und versetzt die Pflanzen. Bisweilen wird auch der eingeweichte Weizen sofort in den zubereiteten Acker dergestalt gestreut,



steht, daß die Körner 4 Zoll von einander kommen. Man drückt die Erde um jedes Korn an. Bey grosser Dürre läßt man etwas sehr wenig Wasser auf die Flecker, wobei die von dem Andrücken der Erde reihenweise entstandenen tiefen Furchen das Wasser auffangen, den Saatzpflanzen Feuchtigkeit ertheilen, aber sie nicht ertränken. Die rechte Beerpflanzungszeit ist gegen das Ende des Decembers: ohnerachtet die Luft alsdann sehr kühl ist, und bisweilen Nachfröste eintreten, treibt die Saat dennoch hervor, und macht nach 14 Tagen ihre Stauden, deren jede im März 7 bis 9 Stöcke mit ihren Aehren, aber kürzeres Stroh, als bey uns, giebt. Der May giebt eine reichliche Erndte. Man hat mir gesagt, (sind die Worte des vorhin angeführten Schiffscapitain) daß der Weizen das rote Korn und darüber gebe, welches die angewandte Arbeit und Mühe reichlich verlohnet.

Da, wie bereits angeführt worden ist, der Reis den größten Theil der Nahrung der Chineser ausmacht, dessen sie sich anstatt des Brodes bedienen; so werden nur
kleine



kleine Stücken Landes zum Anbau des Weizens angewendet. Sie brauchen ihn bloß zu ihrem Zuckerbäckwerk, davon sie eine Menge vor ihre Pagoden und Opferhäuser an ihren Festen nöthig haben, und etwas vor sich machen. Die Fremden verzehren das meiste von diesem Getreide, und weil dasjenige, was in den südlichen Gegenden gebaut wird, vor sie nicht zureicht, so wird dasselbe aus den nördlichen Gegenden häufig herbeigebracht.

Auf einem kleinen Felde sah ich im Junius Gerste, die gut stand und vortreflich gechosst hatte; da sie aber spät gesäet war, trieb sie die Wärme, die bereits sehr zugenommen, so stark, daß sie, ehe sie Körner ansetzen konnte, verbleichte und in den anscheinlichen Aehren nur leere zusammengeschrumpfte Schalen enthielt. Wäre sie, wie der Weizen, in der kühleren Zeit gesäet worden, so hätte man ohnfehlbar eine ergiebige Erndte erhalten. Ich schloß hiezu aus, daß so wie diese Getreidearten durch das Säen und Versetzen in einen wohl zubereiteten und gleichförmig nassen Acker, ungemein gedehet, auch die kühlere Witterung



terung ihrem Wachsthum nüglicher sey, als die heiße.

Die Art Reis und Weizen zu dreschen, ist einerley, und geschieht wie bey uns mit Dreschflegeln. Den Weizen läßt man nach dem Dreschen durch eine eigentlich dazu gemachte Reinigungsmaschine laufen, die allen Staub von demselben, ehe er gemahlen wird, wegbläst. Wären die Mühlen in Canton so bequem, wie die Reinigungsmaschinen, eingerichtet, so könnten Leute und Arbeit dabey erspart werden; das hier gebräuchliche Mahlen mit Handmühlen aber ist ungemein mühsam. Es ist seltsam, daß die Chinesen manche artige Erfindungen zur Erleichterung kleiner Arbeiten haben; bey grösseren aber, als Sägen, Mahlen und dergleichen, die mehr Stärke erfordern, verrichten sie alles mit den Händen, ohneachtet sie Gelegenheit genug haben, sowohl an Strömen, als auf Bergen Maschinen anzulegen.

Auf die vorgedachte Weise verwenden sie alle ebenen und niedrigen Plätze zum Ackerbau, und machen mit den nürben Erdreich, daß sie durchgängig gleich halten,



ten, wenig Umstände. Sie bauen auch
Korben, Bohnen, Erbsen und Linsen; vor-
züglich in den nördlichsten Gegenden. Der
gewöhnliche Ertrag ist hundertfältig, wenn
aber eine unordentliche Witterung, entwe-
der zu grosse Dürre oder zu viel Nässe,
einfällt, so erleidet man hier, wie anders
wärts, Miswachs, der in diesem Lande
von grossen Folgen ist. Eine kleine Stei-
gerung des Reispreises z. B. verursacht
bey den Faulen und armen öfters ein Mues-
ren, welches sich endlich, wenn sie mehr-
rere zu diesen Reisvergnügten schlagen, in
einen Aufruhr wider die tatarische Heres-
schaft verwandelt, wie sich dieses 1751 er-
eignete, da auch noch die Hungersnoth mit
einer Krankheit begleitet ward, die viele
Menschen hinriß.

Stabs-
ritter
und
Hulde. Die Berge in China sind alle anges-
tattet bauet. Man sieht aber weder Hecken
noch Leiche, ja kaum einen Baum: so
sehr fürchten sie sich, einen Zoll breit von
dem Boden zu verlihren. Diese Berge
sind nicht felsig, wie die europäische, son-
dern haben einen leichten und lockern Boden,
der sich ohne Mühe zertheilen läßt;
und

und dieses geht in manchen Provinzen so tief, daß man drei oder vierhundert Fuß graben kann, ehe man auf den Felsen kommt. Wenn die Berge ja felsig sind, so sprengen die Chineser die Steine ab, und bauen kleine Mauern daraus, die Terrassen zu unterstützen, wovon gleich mehreres gesagt werden soll.

Anhöhen und abschüssige Plätze würden in ihrer natürlichen Beschaffenheit etwas zu tragen ungeschickt seyn; denn es würde entweder der in den nassen Monaten häufig fallende Regen alles Geseete ertränken, oder wegschwämmen, oder auch die Gewächse, wenn sie durch den Abfluß des Wassers von Erde entblößt wären, der darauf folgenden Hitze und Dürre bloß gestellt seyn. Allen diesen Ungemächlichkeiten zuvor zu kommen, sind sie bedacht gewesen, die Höhen zu Ebenen und durch Terrassen, deren Höhe und Breite sich nach der Abschüssigkeit richtet, den Flächen gleich zu machen. Diese Absätze wenden sie zu verschiedenen Gewächsen an, und theilen jedem einen mit seiner Natur am besten übereinstimmenden Platz zu. Die, welche
die



die meiste Dürre vertragen, bekommen zu oberst, und die weichlichen unten ihre Stelle. Wenn der Regen das Erdreich auf den oberen Absätzen eingetränkt hat, leitet man das Wasser durch Furchen auf die niedrigeren, die also außer dem Regen, der auf sie gefallen ist, auch das überflüssige Wasser der höheren Absätze erhalten.

Die Absätze, die 4 bis 5 Fuß über einander angelegt werden, erhalten bisweilen durch die Wirkung des Regens und Sonnenscheins so harte Kanten, daß solche viele Jahre ausdauern würden: Nichts desto weniger haben sie dieselben mit verschiedenen Bäumen besetzt, deren durch einander gestochene Wurzeln den Kanten Haltung, die Bäume selbst aber den Gewächsen vor der Sonnenhitze und dem Winde Schutz, und den also gezielten Terrassen ein sehr gutes Ansehen ertheilen.

Wenn das Erdreich der Absätze mit einem kleinen Pfluge oder Spaden umgerissen und mit einer Harke statt einer Egge geebnet ist; so giebt man ihm bisweilen unter der Bearbeitung so viel Dünger, als die Gewächse, die man hinein bringen will,



erfordern; doch beobachtet man hierbey eine grosse Sparsamkeit. Man weicht den Dünger mehrentheils in die in die Erde gemauerten runden Löcher mit Wasser ein, und begießet die Saat mit der Jauche: bisweilen legt man auch bey dem Säen oder Pflanzen eine Hand voll Asche auf jedes Korn, weil ihrer Meinung nach, der Dünger, welcher zwischen die Ständen zu liegen kommt, keinen Nutzen leistet.

Die auf den Absäen oder an den Orten angelegten Betten, genießen der Ruhe kaum einen Monat, sondern werden bald nach der Reifung und Einbringung des einen Gewächses zur Tragung eines andern zubereitet, und jählich dreymal genutzt. In Absicht der Folge richten sich die Ackerleute nach der Art der Gewächse, und jede Pflanze, die entweder Wärme, Kälte oder Dürre liebt, bekommt die bequemste Jahreszeit zu ihrem Wachsthum, wobey dem Herbste das Wurzelwerk allein zugesetzt wird. Bei aller Arbeitsamkeit aber, so gewohnt die Chinesen den Ackerbau treiben^{dt.}, sind die Ackerleute doch meistens arm, und haben jeder nur wenig Land. Ordentl.



lich hat der Eigenthumsherr die Hälfte von aller Erndte, und bezalet alle Auslagen; die andere Hälfte aber hat der Bauer vor seine Arbeit.

Die Samenarten, welche man am allgemeinsten auf vorgedachten Höhen bestellt, sind folgende:

Eine grobe Samenart eines an Blättern, Blumen und Samengehäusen dem Radies ähnlichen Gewächses mit dünnen Wurzeln. Vor dieses war der Anfang des Decembers die rechte Sæzeit; man legte das eben gemachte Land in einen Fuß breite und halb so tiefe Furchen, welche unter einander lange, schmale Betten machten, die oben eine Viertel Elle breit waren. Mittels dieser Furchen konnte das zu häufige Wasser, wenn es Feuchtigkeit genug gegeben hatte, ablaufen. Man setzte die Samen einer Querschand tief, und gab ihnen, zur Ausbreitung im Buchse, 7 bis 8 Zoll Abstand von einander. Da dieses in der trocknen Jahreszeit geschieht, so wird im Anfange gewässert. Im Februar stand alles in voller Blüte; im April aber wurden



den die Samenbehältnisse gelb, da man dann die Stauden raufte, trocknete, und den Samen, der in Menge erhalten ward, ausklopste. Aus dem Samen wird ein Oel gepreßt, das in der Wirthschaft zu mancherley, besonders aber zum Brennen in den Lampen, und frisch auch zur Bereitung der Speisen gebraucht wird. Dieses Oel ist so fett, daß man, weil es nicht trocken werden will, damit nicht mahlen kann. Von dem Lampenruß macht man die bekannte Tusch.

Gewöhnlich empfängt der Baumwollsammen, der bey ihnen Minsu heißt, den Mays von den Oelsamen. Man bereitet dazu das Erdreich, wie vorhin gesagt ist, und steckt auch den Samen in so schmale Betten, wie zu dem Oelsamen, einen Fuß weit von einander. Dabei ist zu bemerken, daß sie, nachdem die Gewächse stärker treiben oder auch sich mehr ausbreiten, diese Betten schmälert oder breiter, dergleichen auch weiter von einander entfernt, oder näher beisammen anlegen. Das Stecken geschieht im April. Sie werfen auf jeden Samen ein paar Hände voll Asche von Oel oder



andern Kraut, und dies ist die Düngung welche sie vor diesmal dem Lande geben. Bis das vierte Blatt treibt, begießt man sie an trocknen Tagen. Die Wärme und der Regen verwandeln die im Julius erschienenen Blumen im August in Früchte, welche bey trocknen Wetter reifen; sich öffnen, und die Baumwolle zeigen, da man sie dann bricht, Bolle und Samen scheidet und letzteren zur künftigen Sat verwahret. Viel Nässe schadet der Baumwolle sowohl während dem Wachsen, als auch bey'm Reifen, wie denn die Bollbehältnisse bey anhaltendem Regenwetter an den Stengeln verfault hängen; daher sie davon nur selten eine so ergiebige Erndte, als von dem vorigen erhalten. Die Mäuse stellen diesem Samen ungemein nach, nicht nur, wenn er ausgebreitet liegt, sondern auch, wenn er noch in seinem Behältnisse im Reifen begriffen ist.

Potatoes, welche sie Jaucin nennen, sind das dritte und letzte, welches sie auf den Absätzen pflanzen. Nach dem Baumwollsamem richten sie das Erdreich auf die oft gedachte Art zu, und legen die kleinen Stücke

Stücke der zerschnittenen Potatoen in einer Entfernung von ohngefähr Ellen aus einander. Da dies Gewächs nicht so zärtlich wie das vorige ist, langsam wächst und auch Kälte verträgt, so überlassen sie ihm zu seinem Wachsthum die übrigen Monate des Jahres. Diese Potatoen sind in einigen Stücken von unsern verschieden. Die Wurzeln haben rothe Schalen, sind länger, gelb, von süßen und angenehmen Geschmack; das Kraut aber ist dem Kraute der europäischen ähnlich.

Sie lassen nicht immer Oehl- und Baumwollsam, desgleichen Potatoen auf einander folgen; sondern andere Gesäme, als Linsen, Bohnen, Locketau und Calabansen treten bisweilen in die Stelle der Baumwolle; gewöhnlich aber machen sie mit dem Oelsamen den Anfang, und mit den Potatoen den Beschluß der jährlichen Nahrung ihrer Abfäße. Mit der Zubereitung des Brodes verfahren sie allemal, wie oft gedacht ist; sie stecken auch keinen Samen, der nicht vorher ein paar Tage in Mistjauche oder Kaltwasser eingeweicht gewesen.



Jams, die sie Utan nennen, setzen und warten sie eben wie die Potatoes: der Vortheil vor dieselben aber ist anders, denn man bringt diese Wurzeln auf solche sumpsfige und nasse Stellen, die vor andern Gewächse untauglich sind, und bisweilen auch einen einmal gebrauchten Reissacker, den man nicht werth hält, dasselbe Jahr noch einmal mit Reis zu bestellen. Je länger man sie stehen läßt, desto größer werden die Wurzeln; gemeiniglich nahm man sie im November aus der Erde.

Vom Zuckerrohr legten sie die zerschnittenen Wurzeln, davon jedes Stück ein paar Schoß oder Glieder hatte, über eine Viertelelle tief in die Erde, und ließen zwischen jeder Reihe eine Elle Raum. Sie nahmen hiezu sowohl die höchsten Absätze als auch die niedrigsten Stellen. Im März und April legte man es an den niedrigen Orten, und in den Regenmonaten auf Anhöhen, woraus eine verschiedene Erndte entstand. Es war auf keine Weise weidlich; denn es nahm im Schatten und an der Sonne, in nassen und trocknen Stellen, mit Kälte und Wärme vorlieb. Wenn das



das Rohr gelb zu werden anfing, ward es geschnitten; denn wenn man es länger stehen ließ, fing es an der Wurzel an zu faulen. Es erreichte eine Höhe von 4 bis 6 Ellen. Sie bringen nach einem bequemen, am Strom gelegenen Orte, einige Sampanladungen Rohr zusammen, und bauen daselbst ein Haus von Bambu und Matten auf, machen an dessen einem Ende einen Ofen mit zwey eingemauerten grossen eisernen Kesseln, an dem andern aber eine ansehnliche mit Planken belegte Tenne, auf welcher ein paar Ochsen eine kantige Rolle von hartem Holze umherschleppen. Das Rohr, welches schichtweise unter die Rolle gelegt ward, ward zerquetscht und der Saft, der mittelst einer Rinne nach dem Ende der Tenne geleitet ward, sammelte sich daselbst in einem grossen Gefässe. Aus dem ausgepreßten Rohre kochte man den Saft in einem Kessel völlig aus, vermischte das Ausgekochte mit dem Saft, seihete beides durch, und kochte es in dem andern Kessel zu festen braunen Zucker; die Blätter und ausgekochten Stengel dienten zu der hiezu erforderlichen Feurung. Wenn an



einem Orte nicht mehr Rohr vorhanden war, nahmen sie das Haus wieder weg, und zogen mit dem Geräthe weiter. Diese Zuckersieder reissen im Lande herum, und fochten den Landleuten den Zucker aus ihrem Rohre, welcher nachher von andern Zuckerköchen gereinigt ward.

Kräutergärten hat unser Verfasser, ausser einigen unvollkommenen, nicht gesehen, weil er dazu keine Gelegenheit hatte; daher ist seine Nachricht davon nicht so ausreichend, als er es wünschte. Was ich, sagt er, von ihnen anzuführen weiß, ist, daß sie gemeinlich dazu niedrige, leimige Plätze erwählen, und darinnen Dünger nicht sparen. Die bekannten Gewächse waren Callat, lange und kurze Gurken, Puerjo, weisse Zwiebeln, Selleren, Spinat, Möhren, rothe Kette, eine Gattung wässeriger Rüben, lange Radiese, Pumpen und Wassermelonen, welche sie in den Gärten bauen, und deren Samen sie anfänglich von denen Portugiesen erhalten haben. Ausser diesen aber findet man darin mancherley uns, den Namen und der Gestalt nach, völlig unbekannte Erdsfrüchte.

Der



Der Portulak wuchß wild, sie nutzten ihn aber nicht selbst und bekümmerten sich also nicht darum. Eine grobe Art von Wasserspinaat hielten sie in Teichen von einer halben Klafter Tiefe, in welchen er so häufig wuchs, daß er die Wassersfläche bedeckte. Dieser gehörte zu ihren gemeinsten Küchenskräutern.

Den Ingber legen sie in Stücken in einem leimigen Boden einer Querschand tief; solches geschieht im Februar und März, denn wenn es später gethan wird, reißt die Wärme die Stengel und Blätter zu stark, wovon die Wurzeln schwammiger werden und klein bleiben. Uebrigens verträgt er Kälte und Wärme.

Tabak heißt bey ihnen Zien. Das Pflanzen desselben ist in China um so viel mehr vorthailhaft, da er daselbst beynahe mehr, als an andern Orten geliebt wird: sie sparen daher weder Mühe, noch ein gutes Erdreich vor denselben. Im März setzet man die Pflanzen 4 Ellen weit von einander; im August ist der Tabak reif, da man ihn pflückt, schwizen läßt, und so handthieret, als es bey uns gewöhnlich ist.



Dieser Tabak scheint nicht der beste zu seyn; er ist unserem zwar ähnlich, aber von widrigem Geruch und Geschmack. Die Chinesen geben ihm den Vorzug vor dem von Manihag und Annona, der doch an Güte dem Brasilianischen an die Seite zu setzen ist. Sie bringen die getrockneten, braunen, über einander gelegten Blätter in eine Presse, und zerschneiden sie hernach mit einem breiten, eisernen Hobel in feine Strieschen, in welcher Form man auch hier den Tabak verbraucht. Er hinterläßt bey dem Rauchen ein zähes, stinkendes Del; wenn er gröber geschnitten wird, brennet er besser. Der Abgang dieser Waare ist so stark, daß von derselben eine Menge von den nächstliegenden Orten hies her gesandt wird.

Ein unbekanntes Gewächs, so der Krause münze gleich, aber blässere Blätter hatte, und von ihnen Jockjong genannt ward, hatten sie auf breiten Betten reihenweise gepflanzt. Es war im März einen Fuß hoch. Die Culture desselben schien sehr beschwerlich; denn es war der Wärme wegen in der kalten Zeit gesäet, und damals oben



oben und an allen Seiten mit Matten umgeben. Sie schätzten dies Kraut sehr hoch, und verkauften ein Pefel vor 50 Telⁿ), sie behaupteten, daß es wider die Schwindtsucht von ungemeinem Nutzen sey.

Der grössere und kleinere Wunderbaum (Ricinus) ward auf Agnam in den Gärten überall und ohne Ordnung gepflanzt, besonders säeten sie viel von den kleinern. Die Kerne geben durch das Pressen ein weisses klares Del sehr häufig, welchem sie durch die Meunigt, ungelöschten Kalk und Vitriolerde die Zettigkeit nahmen und es zu Firniß lochten. Dieser Firniß, dessen sie sich zum Mahlen bedienten, trocknete geschwind und gab einen starken Glanz.

Ein Kraut mit grossen, groben, der Klette ähnlichen Blättern, welche alle mit dicken Stengeln aus einer kleinen Wurzel kamen, ward statt des Kohls gebraucht. Die gelben Blumen, der Stengel mit den Samen, und die Samen selbst glichen dem Kohl. Dieses Krautes bedienten sie sich täglich, daher der Abgang desselben so stark war,

) Ein Tel beträgt ungefähr 1 Kist. 4 Egl. in Gold.



war, daß sie die lebendig gewordenen Betten so fort auf das neue besäeten. Es wuchs in allen Jahreszeiten sehr geschwind. Sie kochten es halbgar, trockneten es, und nahmen es mit sich auf Seereisen. Ausser diesen hatten die Tataren aus Peking eine Gattung weissen Kohles mit langen schmalen Köpfen heruntergebracht, die noch nicht sehr im Gebrauch und also rar war.

Obgleich es hier mancherley sehr gute Baumfrüchte gab, so merkte man doch nicht, daß sich die Chinesen sonderlich auf die Baumzucht legten. Sie hatten verschiedenes, und unter diesen auch Fruchtobäume, um ihre Gärten, und deren Absätze gesetzt, und besaßen auch grosse Baumgärten, welche sie vor etwas vorzüglich prächtiges hielten, daher dieselben mehrentheils bey den Pagoden und Lustgärten angelegt waren. Sowohl von den Frucht als übrigen Bäumen sind bey uns nur wenige bekannt.

Aepfelsinbäume, die durch die Portugiesen auch nach Europa gebracht worden sind, fand man hier mit guten und grossen Früchten; man sagte, daß sie in Sockien und um Amoy eine noch grössere Vollkommenheit



heit erlangten. Es gab hier verschiedene Arten, einige waren nur von Größe der Walnüsse, andere wie Aenetten, noch andere waren edlig und röthlich u. s. w. Nur an wenigen Orten hatte man diese Bäume nach einer gewissen Ordnung in Reihen gesetzt, umgraben oder sonst gewartet; wenn sie aber vor starken Winden Schutz genossen, kamen sie ohne weitere Bearbeitung gut fort und trugen reichlich. Fockien und Quantang müssen jährlich eine beträchtliche Menge Früchte an den Hof zu Peking schicken.

Leichi ist eine Baumart, die sie eben so hoch wie die Pepselsinbäume zu schätzen scheinen; es gab davon verschiedene Arten, grössere, kleinere und auch wilde. Die Früchte sind so groß als wie Kastanienkörner, mit einer groben, knotigen, röthlichen Schale umgeben, und wachsen, wie der Wein, Traubenweise. Der Baum erlangt die Höhe eines Birnbauums, und ist mit schmalen, zugespitzten, flächlichen Blättern versehen. Sie bewahren die Beeren getrocknet auf, da sie dann wie Rosinen schmecken. Es scheint unglaublich, daß das Land



Land um Canton, wo diese Frucht einzig und allein wächst, jährlich 100000 Tel vor getrocknete Leichien einbringt.

Thee, den sie Chia nennen und der hier nur auf einer Insel, gerade gegen Canton über gelegen, wächst, war wegen seines Kräfte wieder eine schwache Brust im Ruf: die Insel heißt Honam, daher man den Thee Honamthee nennet. Die Büsche, welche eine oder anderthalb Ellen hoch waren, standen auf trocknen, sandigen Hügel in Reihen. Man pflückte das hellgrün und weiche Laub im März, röstete es in eisernen Kesseln, und rollte es wie den andern Thee zusammen. Die harten und dunkelgrünen Blätter blieben sitzen. Es schien, daß auf die Wartung dieser Büsche zu wenig Mühe verwandt worden war; denn wohl die Hälfte davon stand vertrocknet.

Der Nrecabaum kann, wie ich aus den feischen Rassen, die man haben konnte, schließe, nicht weit von Canton wachsen. Auf Honam waren verschiedene Plantagen von diesem Baume, deren Boden feucht und fett war. Die Bäume selbst sind den Cocosbäumen nicht unähnlich, und haben

gerade Stämme. Wenn die Früchte reif waren, bekamen die Schalen eine brandsgelbe Farbe, da man dann die Nüsse, welche Muskatennüssen nicht unähnlich sind, herausnahm, trocknete und an die nordlichen Orte versandte.

Die Betelbüsche waren ebenfalls nicht weichlich, denn sie wuchsen ungepflanzet, wo sie nur dienliche Plätze antrafen. Die Blätter mit Kalk und einem Stück Arecanuß gerieben, sind das bekannte Pisnang, welches dieses und andere morgensländische Völker mit so grossem Appetit kauen.

Der Mangesbaum wächst hoch und mit ausgebreiteten Aesten, wie die Esche. Die Blätter sind dem Laube unsers Ochfels (*Crataegus Aria*) ähnlich und die Frucht wird unter allen indianischen Früchten vor die gesündeste gehalten.

Pumpelmoose sind eine Art grosser, süßer Citronen; der Baum ist auch den Citronenbäumen ähnlich, die Blätter aber sind breiter.

Kleine saure Citronen, Longan, und mehrere Fruchtarten auch Otomchu, von
welch



welchem sie wie le Comte berichtet, das Harz zu ihren Firnissen erhalten.

Oliven, Birn und Aepfelbäume, dergleichen Weintrauben, welche alle anzuführen und zu beschreiben zu weitläufig seyn würde. Man kann nicht sagen, daß eine in Absicht der Cultur vor dem andern einen Vorzug genösse; denn man läßt sie alle fast wie wild wachsen: bey einigen Baumarten bedienen sie sich doch des Pfropfens mit glücklichem Erfolge.

So sehr der Geschmack der Chinesen von dem Geschmacke anderer Völker in Sitten, Kleidung und andern Sachen abgeht; so besonders sind auch ihre Blumen und Lustgärten. Sie bekümmern sich in denselben um Luststücker, Hecken, bedeckte Gänge und Symmetrie sehr wenig, ihnen gefällt ein nackter Platz, mit Steinen von verschiedenen Farben und Größe in Drachen oder Blumenfiguren belegt, besser, als wenn dieselben mit artigen Zeichnungen, und die Zwischenräume mit Kräutern oder Gras gezieret wären. Ihre Gänge müssen auch nicht offen, sondern mehrentheils an den Seiten mit Mauern versehen seyn, an welche Wein oder andere Kletternde Gewächse



gesezt sind, die man an Stangen von einer Mauer zur andern zieht, und dadurch den Gang bedeckt. Die Ruhebänke sind in Gängen ohne Mauern an den Seiten angebracht und durch verschiedene Segung der Steine mit vielen Hölen versehen, in welche Gefässe mit verschiedenen Blumen gestellt werden. Die Gänge formiren viele Krümmungen; bisweilen gehen sie über einen kleinen, ebenen, mit Steinen belegten Platz, vor ein offenes Lusthaus, auf welchem Blumentöpfe stehen; bisweilen durch Bogengänge, die von dünnen Bambu doppelt, aber in ungleicher Form geflochten, und darzwischen eine Art buschiges Immergrün gepflanzt ist, das sich durch dieselben schlägt, und sie einer grünen mit einem grossen Loch versehenen Wand ähnlich macht. Man findet dabei mancherley Veränderungen; mit Gebüsch bedeckte Berge, unter welchen Bäche laufen, die Wasserengen vorstellen, und mit schattenreichen, dicht stehenden Bäumen umgeben sind; Gebäude von 3 bis 4 Stockwerken, die mehrtheils an einer Seite offen sind; Thürme; schrof ausgehöhlte Grotten; Brücken;



Teiche; Plätze mit Bohnen besäet, dicht und wild gezogene Gebüsche oder kleine Lustwälder, und mehr Abwechselungen, die eine schöne Aussicht geben. Sie haben auch im Schatten grosser Bäume oder an hohen Orten, von welchen man weit um sich sehen kann, niedrige steinerne Tische.

Obgleich ihre Lustgärten sehr gross sind, so verschaffen sie ihnen dennoch durch einen winklichen Gang, der bald vor bald rückwärts führet, ein noch weitläuftigeres Ansehen. Ihrem Geschmacke nach muß, so viel man urtheilen kann, keine Aussicht der andern gleich seyn. In einigen Lustgärten graben sie Teiche, um welche ein Gang nach allen genannten Plätzen führet; bey denselben haben sie viele Lusthäuser, die alle verschieden eingerichtet sind, und gewöhnlich mit der einen Seite im Teiche stehen, damit sie von den Fischen, welche sie darin halten, durch die grossen Fenster einige fangen können. In den Lusthäusern haben sie in kleinen Teichen Gold und Silberfische, ausserdem aber auch Vögel, Thiere, Blumen, Abbildungen von Drachen und mehr zum Vergnügen gereichende Dinge.

Um



Um Canton und in den an dem Meer gelegenen Gegenden, legen sich die Einwohner nur wenig auf die Rindviehzucht, weil sie dieselbe nicht vor so nöthig, wie in den nördlichen und angränzenden Landschaften halten. Denn sie können ihre Felder mit wenig Mühe und ohne Zugvieh bestellen, ihre Reisen und Transporte aber geschehen zu Wasser, wobei ihnen Ebbe und Fluth zu Statten kommt. Das Rindfleisch ist ihnen kein angenehmes Gericht, dessen Stelle aber ersetzen die häufig vorhandenen Fische. Außer den Mandarinen und Kriegsbefehlshabern haben nur wenig Leute Pferde. Bey dem Ackerbau bedienen sie sich bloß der Ochsen und Büffel, welches besonders an den weit vom Strome gelegenen Orten geschieht; und bloß der Zucht wegen halten sie einige Kühe, weil sie sich der Milch selbst nur selten bedienen. Vordem hielten sie noch weniger auf das Rindvieh; seitdem sich aber die Europäer häufiger eingefunden haben und jährlich einen guten Theil sowohl in China, als auf der Rückreise gebrauchen, so sind sie hiedurch veranlaßt worden, des



Fleisches und der Milch wegen mehr Rindvieh zu halten.

Schafe sind um Canton nicht so häufig, als in den benachbarten Landschaften. Man gebraucht in den kalten Monaten ihre Zelle und Wolle zu Kleidern, welche aber theuer genug sind; daher ist es bey ihnen nicht jedermanns Sache, Vieh, besonders Schafe zu halten.

Esel hat man um Canton nicht so viel, als weiter im Lande, wo man sich derselben zum Arbeiten und Reisen bedienet. Die Tataren finden an dem Eselsfleisch so viel Geschmack, daß sie dieselben wie die Pferde schlachten und essen.

So sehr sie die Zucht gedachter Vieharten vernachlässigen, so viel mehr halten sie auf das kleine Vieh, das sie in Vergleich des Vortheils vor sie und andere, mit weniger Mühe unterhalten. Eine lange Erfahrung hat ihnen die Fertigkeit, welche sie besitzen, verschafft, so damit umzugehen, daß kleine Familien durch diese Handthierung ihr reichliches, ja überflüssiges Auskommen erwerben.



Schweine, die von ihnen täglich häufig und mit grossem Appetite verzehret werden, halten sie in Menge; die hiesige Art ist auch sehr fruchtbar, und gedeihet uncommon, wie denn die Sauen, ehe sie ein Jahr erreichen, Junge bekommen, wiewohl anfänglich nicht so viel auf einmal, als bey dem 3ten oder 4ten Wurf, da sie mehrentheils 17 bis 18 Ferkel bringen, von denen nur selten eines stirbt. Die Samsabrenner, Reissstampfer, und die, welche Mühlen haben, halten immer viele Schweine, doch nicht so viele, wie die Strandleute und Fischer, welche sie ohne Kosten mit Fischen füttern, wovon das Fleisch derselben tranig schmeckt. Ausserdem haben fast alle kleine auf Sampanen wohnende Familien vor sich selbst und auch zum Verkauf Schweine. Sie tragen auf allen Gassen rohes und gebratenes Schweinsfleisch umher; ihr vornehmstes tägliches Gericht wird von zerschnittenem Speck bereitet; ingleichen werden ganze grosse gebratene Schweine theils in Pagoden geopfert, theils an den Festtagen gebraucht; ja es werden viele auf ihren Exerzisen verzehret



geht und an die Europäer überlassen. Dies alles zeugt von der grossen Menge der vorhandenen Schweine. Die Ferkel von dem ersten und andern Wurf der Sauen bleiben, eben wie die Sauen, welche zeitig werfen nur klein; daher man die zum Schlachten bestimmten Sauferkel schneidet.

Sie halten viele Hühner, doch mehr vor die Fremden als vor sich, und besitzen im Capaunen eine gute Fertigkeit. Sie lassen die Küchlein durch die Hennen ausbrüten, und bedienen sich dabey keiner Ofen. Die warme Witterung und die vielen Eyer, welche die Hühner legen, trägt zu deren Fortkommen nicht wenig bey.

Fasane giebt es zwar um Canton, aber nicht so häufig als tiefer im Lande, wo sie schön und von mancherley Farben angetroffen werden. Man bringt sie als Seltensheiten nach Canton, und hält sie in hohem Preise.

Kalekutische Hühner giebt es nicht in China; und obgleich jährlich welche mit den Schiffen von der malabarischen und coromandelschen Küste, der Heymath dieser Vögel, dahin kommen, so hat man sich doch nie

nie bemühet, sie ordentlich hier einzuführen.

Tauben von mancherley Arten gedeihen und vermehren sich hier gut.

Die Gänse ebenfalls. Diese sind kleiner als unsere und unsern wilden ähnlich, so wie im Gegentheil ihre wilden Gänse unsern zahmen gleich kommen.

In der Entenzucht sind sie vollkommene Meister. Nächst den Schweinen halten sie am meisten auf die Enten, und da diese auf den Tischen der Vornehmen ein tägliches Gericht sind, so erfordert die häufige Consumtion derselben eine gute Zucht. Die beständige gelinde Bitterung, und die Bequemlichkeit am Strome, befördern ihr Fortkommen und Gedeihen ungemein; denn man kann sie mit kleinen Fischen und Krebsen, die nach dem Abflusse des Wassers auf den Reissfeldern zurückbleiben, und also sehr wohlfeil unterhalten. Viele Cantonenser ernähren sich einzig und allein von der Entenzucht, einige kaufen die Eier auf und handeln damit, andere brüten sie in Döfen aus, und noch andere ziehen die Jungen groß. Die Döfen zum Brüten sind keines-



weges künstlich. Man legt auf einen gemauerten Herd eine eiserne Platte, setzt auf diese einen $\frac{1}{4}$ Elle hohen Kasten mit Sande, in welchen man die Eier reihenweise gelegt hat, und deckt ein Sieb darauf, über welches man eine Mathe hängt. Zum Erwärmen bedient man sich der Kohlen eines gewissen Holzes, die langsam und gleichförmig brennen; anfänglich giebt man ihnen wenig Wärme, und vermehret diese nach und nach, bis sie zur Zeitigung der Eier stark genug wird. Wenn die Wärme bisweilen zu sehr vermehrt wird, so kommen die Jungen zu früh hervor, sterben aber gemeiniglich nach 3 oder 4 Tagen. Die ausgebrüteten Jungen verlaufen sie des nen, die sie aufziehen, welche auf folgenden Art probieren, ob sie zu früh ausgekrochen sind. Sie fassen die jungen Enten am Schnabel und lassen den Leib herunterhängen; sperren sie sich nun und zappeln mit den Füßen und Flügeln, so sind sie gut und gehörig ausgebrütet; haben sie aber zu viel Wärme bekommen, so hängen sie ruhig. Oft leben die letzteren so lange, bis alle junge Enten auf das Wasser gelassen



sen werden, welches 8 Tage nach dem Auskriechen zu geschehen pflegt, da sie dann Krämpfe bekommen, sich auf den Rücken werfen und nach einigen Zuckungen sterben. Sie nehmen sie alsdann aus dem Wasser und lassen sie trocknen, weil sie sich bisweilen erholen; aber auch diese sterben nicht selten an einem solchen Schwindel, wenn sie wieder naß werden. Wenn das Wasser abgelassen, sammelt man kleine Krebse und Krabben, kochet und zerhackt sie und füttert die ganz zarten Enten anfänglich damit allein, nach einigen Tagen aber mit untergemischtem gekochtem Reis und zerhackten Kräutern. Wenn sie älter werden, bringt man sie in eine größere Sampane, welche über dem Wasser einen mit einer Gallerie umgebenen breiten Bambusboden, und eine nach dem Wasser abschüssige Brücke daran hat. Die jungen Enten bekommen eine alte zur Stiefmutter, welche sie anführt, wenn man sie die Brücke hinunter auf die Weide läßt. Die alte Ente ist an den Ruf von der Sampane, wenn man sie des Abends zusammen haben will, so gewöhnt, daß sie halb schwimmend, halb



fliegend nach ihrer Heymath eilet. Sie legen alsdann mit ihrer Sampane an einen andern Ort, wo mehr Fraß vor ihre Enten ist, an, und lassen dieselben täglich an den Ufern auf die Reissfelder. Man sieht nicht ohne Verwunderung viele solche Sampanen mit grösseren und kleineren Enten zu tausenden umgeben, wobey besonders ist, daß wenn viele Sampanen ihre Enten an einem Orte weiden und sie des Abends zu Hause rufen, dieselben ihre rechte Sampane zu treffen wissen. Mit der Entenzucht beschäftigen sich die Chineser beständig, ausgenommen in den dreym kalten Monaten; und obgleich dieselbe viel Genauigkeit erfordert, sieht man sie doch keinen besondern Fleiß anwenden; denn wenn die Jungen nur erst 14 Tage erreicht haben, so sind sie im Stande, sich selbst Unterhalt zu verschaffen.

Die Seidenwürmer, welche in Betracht ihres Nutzens unter dem kleinen Vieh mit Recht einen Platz einnehmen, sollten nebst ihrer Wartung hier beschrieben werden; da aber weiter unten vom Seidenbau ausführlich geredet werden wird, so übergeht man

man sie hier, und merkt nur an, daß die Chinesen diese Würmer, nachdem sie die Seide abgewickelt, mit vielem Appetit essen, und daß sie sie entweder frisch kochen, oder auch trocknen.

Nach Ching chiu hinaus soll es eine Art recht grosser Seidenwürmer geben, von welchen eine so grobe Seide gesammelt wird, die anfänglich dem Hanf ähnlich sieht, die Einwohner aber machen dennoch eine Art Zeug daraus, welches, wenn es neu ist, wie ungebleichte Leinwand anzusehen ist, aber durch den Gebrauch und öfteres Waschen, Glanz und ein besseres Ansehen erhält. Es scheint, daß diese Seide sich nicht färben lasse; denn sie tragen dies Zeug allemal ungefärbt: es soll aber dagegen von einer unglaublichen Stärke seyn, und wird nach dem Orte, von dem es kömmt, Chinchiau genannt.

Der Taho, ein sehr langer und an seinem Ausflusse breiter Strom, gehöret in diesem Lande, das an seinem Seeufer mannigfaltige Arten von Fischen hat, zu dem fischreichsten Gewässer. Dem Anscheine nach sollten wohl Ebbe und Fluth der Fische,



scheren, besonders an den jähen und zum Ziehen mit dem Haken unbequemen Orten, hinderlich seyn; dennoch aber fangen sie auch mit diesem Zeuge eine beträchtliche Menge. Die allgemeinste Art Fische zu fangen ist die, da sie auf den von den Ufern entfernten Sandbänken, lange Stangen oder eigentlicher Pfähle, einen Faden weit von einander einschlagen, zwischen welchen sie schwarzgefärbte, von starkem Earne gestrickte Reusen stellen, in welche die Fische, die längst dem Ufer streichen und die Reze antreffen, hineingehen und also gefangen werden. Dieser Fischfang kommt mit den Reusen, welche wir in die Ströme stellen, überein.

Sie haben auch eine Menge von Körben, die von Bambuschiemen mit Weidenreisern verbunden, anderthalb Klafter lang, und unsern Reusen ähnlich sind. Dieser Werkzeuge bedienen sich, wenn das Wasser höher als gewöhnlich steigt. Sie stellen dieselben längst dem Strande hin, lassen aber an beyden Enden dieser Reihe Bambuskörbe Oefnungen, wo sie mit ihren Campanen oder Böten ganz stille liegen, damit

damit der Fisch, welcher dem Strande nachstreicht, ungehindert in dieselbe hineingehen kann, innerhalb derselben aber trifft er eine Reihe Bambuskörbe an, welche in die Quert nach dem Lande zugestellet sind, und ihm den Ausgang verwehren. So bald das Wasser wieder anfängt abzufließen, verschließen sie diesen Raum mit eben dergleichen Körben; dieser wird nach dem Ablauf des Wassers trocken, da man dann hineingehen und die Fische zusammen lesen kann. Sie bedienen sich auch eines zwischen zweyen Böten befestigten Schwimmsnetzes, mit welchem sie bey der Fluth hin und her fahren, und die Fischhaufen fangen, die ihnen in den Weg kommen.

Ebenfalls gebrauchen sie groffe, zwischen zweyen Bambustangen befestigte Netze, mit welchen sie sowohl auf ihren Schiffsreisen, als auch mitten im Strome fischen.

Die Strundangeln bestecken sie mit Würmern und Krabben, womit sie Aale und andere kleine Fische fangen. Auch bedienen sie sich langer, niedriger Sampaner, mit weiß angestrichenen Brettern an den Seiten. In diesen Sampanen unterhalten sie



sie des Nachts ein kleines Feuer, da dann die Fische, die nach dem Feuer laufen, in die Sampane hüpfen. Diese Fische-*rey* ist eigentlich einer Fische-*art* wegen, die sie *Mul-*letten nennen, eingerichtet, welche nach dem Schein des Feuers im Finstern in die Höhe springen.

Zwischen den Scheren und am Stande wird die Fische-*rey* mit Haken und Angeln stark getrieben, eine Menge Fische gefangen, und eingepökelt oder getrocknet in den umherliegenden Städten und Dörfern verkauft.

Unter den vielerley Fischen giebt es einige, die denen bey uns bekannten ähnlich sehen, als Karpfen, Stöckbarsche, Seebarsche und Elritzen. Ich kann aber, sagt unser Verfasser hinzu, nicht mit Gewisheit sagen, ob es dieselben Arten sind; die mir ganz bekanten sind nur Aale, Krabben, Garnelen, Austern, Muscheln und Hummer; von den letzteren werden sehr grosse in den Scheren bey Macao häufig gefangen. Von den Schalen der Austern brennen sie nicht nur ihren Kalk, sondern bedienen sich auch der grössten bey ihren Gebäuden.



bänden statt der Ziegel. Man bedient ^{se Corps} sich auch in verschiedenen Provinzen ^{te und} einer Art von Netzen, die man zur Fische- ^{de Fals}scherei, wie Hunde zur Jagd abrichtet. Mit Aufgang der Sonne sieht man auf den Flüssen eine Menge Vögel, an deren Vordertheilen verschiedene solche Vögel sitzen. Wenn man ihnen zum Zeichen das Wasser mit einem Ruder schlägt, so fliegen sie in den Fluß, einer hier, der andere da, tauschen unter, und bringen die Fische, die sie in der Mitte angefaßt haben, in die Höhe, und in die Barken. Der Fischer nimmt den Vogel, hält ihm seinen Kopf niederswärts, und streicht ihm den Hals mit der Hand, damit er die kleinen Fische, welche er verschlungen hat, wieder von sich giebt. Denn ein Ring am Untertheile des Halses verhindert, daß sie nicht in den Kropf gehen können. Ist ein Fisch vor einen Vogel zu groß: so stehen sie einander bei; einer faßt den Kopf, der andere den Schwanz, und so bringen sie ihn in ihres Herrn Bot. In einigen Orten schießen die Soldaten die Fische sehr geschickt mit Pfeilen, die an dem Bogen mit einem Faden

den



den befestiget sind, damit sie nicht verlohren gehen, und um den Fisch zugleich das durch herauszuziehen. In anderen Orten sind ihrer so viele im Schlamme, daß die Leute bis an den Gürtel ins Wasser treten, und sie mit einer dreizackigen Gabel stechen.

Die Art mit Vögeln zu fischen, sagt ein anderer Schriftsteller, soll bey Macao üblich seyn; er hatte aber keine Gelegenheit weder diese Fischelei selbst, noch einen solchen Vogel zu sehen.



Drittes Kapitel.

Die Klasse der Kaufleute; nebst der Schifffarth und dem Handel der Chinesen.

Macao
1793. Die Menge der Kaufleute und der Handelnden ist in China erstaunlich. Wo man hinkommt, da scheinen mehr Verkäufer als Käufer zu seyn. Sie sind alle sehr verbindlich, und schlagen kein Geld aus, wo sie nur das geringste gewin-

winnen können. Sie sind gerade das Gegentheil von den Japanern; denn diese sind unhöflich, und lassen übel mit sich handeln. Sagen sie einmal, eine Sache sey zwanzig Ducaten werth: so lassen sie nicht einen Kreuzer herunter, wenn man auch ein Jahr mit ihnen handelte. Le Comte sagt: es sey keine Nation in der Welt, die sich zum Handel besser schicke, und solchen mehr verstehe, als die Chinesen. Sie wären in ihrem Bezeugen ungemein einnehmend; und die Geldbegierde verursachte, daß sie tausend Mittel zu leben und zu handeln ersinnen, auf die sie sonst nicht würden gefallen seyn. Alles, was vorkommt, wenn den sie zu ihrem Vortheile an, und unternehmen, um des geringsten Gewinnes willen, die schwersten Reisen.

Es wäre zu wünschen, wie die zu Paris Missionarien sagen, daß die Chinesen^{de} etwas ehrlicher handeln mögten, besonders mit den Fremden: denn sie suchen allezeit so theuer als sie können zu verkaufen, und machen sich kein Bedenken, die Waren zu verfälschen. Ihr Grundsatz ist, wer da kauft, der wolle die Sachen so wohlfeil

VI Band.  hat



haben, als möglich ist, und wohl gar nichts dafür geben, wenn es der Verkäufer zu frieden wäre. Daher haben sie, ihrer Meinung nach, auch das größte Recht, so viel zu fordern, als sie können. Der Verkäufer betrügt nicht, sagen sie, der Käufer betrügt sich selbst: denn er ist nicht gezwungen, zu kaufen; und der Vortheil ist die Frucht von des Kaufmanns Geschicklichkeit. Gleichwohl sind diejenigen, welche nach solchen schlechten Grundsätzen verfahren, die ersten, bey andern Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zu preisen. Nach Nagelans Berichte sind diejenigen die reichsten Kaufleute, welche mit Seide und mit Zimmerholze handeln.

Wir wollen den Handel der Chinesen in vier Abtheilungen betrachten. Erstlich wollen wir von ihrem einheimischen und auswärtigen Handel reden. Alsdann von ihrer Schifffarth. Hernach von den Reisen zu Lande. Und endlich von ihrem Gelde, Gewichte und Masse.

I. Ihr einheimischer und fremder Handel.
 zu geb Die einer jeden Landschaft eigenen
 n. Reichthümer, und die Leichtigkeit,
 die

die Waren vermittelst der Flüsse und Kanäle fortzuschaffen, haben den einheimischen Handel des Reichs allezeit blühend gemacht. Der auswärtige verdienet kaum erwähnt zu werden, da die Chinesen selbst alles, was zur Nothwendigkeit und zum Vergnügen dienet, finden, und daher selten weit von Hause gehen. So lange China seine eigenen Kaiser hatte, waren die Häfen von den ältesten Zeiten her vor Fremde verschlossen, der Handel mit solchen untersagt, und den Einwohnern auszureisen verbothen. Aber die Tataren haben jetzt die Häfen allen Nationen eröfnet.

Der einheimische Handel in China ^{ist} so stark, daß alle Handlung in ganz ^{in und} Europa damit in keine Vergleichung ^{daß} kommt. Die Provinzen sind wie so viele Königreiche, die einander wechselseitig mittheilen, was in ihnen wächst. Dieses vereinigt die verschiedenen Einwohner derselben, und verschaffet Ueberfluß in allen Städten. Die Landschaften Hu quang und Kwangsi versehen diejenigen mit Reis, welche daran Mangel leiden; Che kyang liefert die feinste Seide; Kwang nan Eisen;



Dinte und allerley Kunstwerke; Nun nan,
Schenf und Schanf Eisen, Kupfer und
Metalle, Pferde, Maulthiere, Pelzwerk
und dergleichen. So spen verschaffet Zus
cker und den besten Thee; Se schwen Pflanz
zen, Arzneusträuter, Rhabarber u. s. w.
Denn es ist unmöglich von dem Handel eis
ner jeden Provinz umständliche Nachricht
zu geben.

Alle diese Güter werden von einem
Orte zum andern leicht vermittelst der
Flüsse geschafft, und in kurzer Zeit abgese
het. Man sieht z. B. Kaufleute, die ins
nerhalb drey oder vier Tagen nach ihrer
Ankunft in einer Stadt, sechstausend Kü
ben, die vor die Jahreszeit gemacht sind,
absetzen. Der Handel wird nie unterbro
chen, als die beyden ersten Tage des ers
ten Monats, die sie mit Ergötzlichkeiten
und den ordentlichen Neujahrsbesuchen zus
bringen. In aller andern Zeit ist alles in
Bewegung, sowohl in den Städten, als
auf dem Lande. Selbst die Mandarinen
haben an dem Handel Theil, weil einige
ihre Geld Kaufleuten gegeben haben, um sol
ches vermittelst des Handels zu ungen.

Kurz,

Kurz, keine Familie, so arm sie auch seyn mögte, darf hier Mangel leiden; sie kann allemal, mit etwas guter Wirthschaft, von einer Handthierung leben. Es sind hier viele, deren ganzer Hauptstamm sich nicht über eine französische Krone beläuft, und doch ernähren sich Vater und Mutter, mit zwey oder drey Kindern von dem Gewinnste, schaffen sich noch seidene Kleider zu Feyertagen an, und erweitern ihre kleine Handlung in wenigen Jahren merklich. Das geschieht alle Tage, so schwer es zu begreifen scheint. Einer z. B. von diesen kleinen Kaufleuten, der etwa einen Gulden hat, kauft Zucker, Mehl und Reis, und machet kleine Kuchen, die er eine oder zwey Stunden vor Tage backt, die Herzen der Reisenden, wie sie sich ausdrücken, zu erquickten. Kaum ist sein Laden offen: so ist er alle seine Waren an das Landvolk, das des Morgens in alle Städte haufensweise kommt, ingleichen an die Träger, Arbeiter, die Kinder in der Gegend u. s. w. losgeworden. Dieser kleine Handel bringt in wenig Stunden einen Vortheil von beinahe einem halben Gulden, davon die Hälfte



te zum Unterhalte seiner kleinen Familie zu reicht. Mit einem Worte, die volkreichste Kasse ist nur ein Schatten von dem unglaublichen Gedränge, das in den meisten Städten von Häusern und Verkaufsern gesehen wird.

Da der Handel solchergestalt in allen Chinesischen Provinzen blühet: so ist es nicht zu verwundern, daß sich die Einwohner so wenig um den auswärtigen Handel bekümmern. So gehen sie zur See nie über die Engen von Sonda; ihre weiteste Reise von da erstreckt sich bis nach Batavia. Eben so gehen sie von der Seite von Massaka nicht über Achem; und die Grenze ihrer nördlichen Seefahrt ist Japan.

Dieses letztere Land ist eins von denen, welches sie am meisten besuchen. Gemeinlich segeln sie im Brachmonate, oder längstens im Heumonate dahin ab. Erst führen sie ihre Waren nach Kambaja oder Siam, und versehen sich daselbst mit solchen, die in Japan gesucht werden: da sie bey ihrer Reise zweyhundert an hundert verdienen. Gehen sie gerade dahin von den Häfen zu Kanton, Amoi oder Ning po: so



so führen sie folgende Waren aus. 1) Specereyen, als Pinsing, Rhabarber, Mirabolanen, Osterlucenwurzel und dergleichen. 2) Büffel- und Kühhäute, Arefarinde und weissen Zucker, an welchem letztern sie manchmal tausend an hundertengewinnen. 3) Alle Arten von Seidenzeuge, besonders Sattine, Tasse, und Damaste von verschiednen Farben, meist aber schwarz. Was etwa sechs Tael kostet, verlaufen sie um funfzehn. 4) Seidene Saiten zu Instrumerten, Adler und Sandelholz, wornach grosse Nachfrage bey den Japanern ist, weil diese ihre Bilder stets veräuchern. 5) Endlich Europäische Zeuge und Kamelote, die hier geschwind abgehen, und funfzig von hundert verdienen.

Die Waren, welche die Chinesischen Handelsleute von daher bringen, sind: feine Perlen, daran sie manchmal tausend an hundert gewinnen; rothes Kupfer in Stangen, welches vor drey oder viertelhalb Tael gekauft wird, und in China zehn bis zwölf gilt; ingleichen verarbeitetes Kupfer, als Wärmpfannen, Schalen, Räucherpfannen, Becken u. s. w. Diese gelten in China



sehr viel, weil das Kupfer fein ist und schön aussteht. Ferner: Säbelflingen, die in Japan nur einen Piaster kosten, und in China bisweilen zehn gelten; Glattes geblühntes Papier, daraus die Chinesen Fächer machen; Porcellän, das sehr schön aber nicht so brauchbar ist, weil es kochen: des Wasser nicht aushält; endlich: Japansische Arbeit, der sonst keine gleich kommt; aber die Chinesen lassen sich selten damit ein, aus Furcht, sie nicht wieder los zu werden, weil diese Ware außerordentlich theuer ist. Ein Cabinet, welches nicht über zwei Fuß hoch, und nicht viel breiter ist, galt in China hundert Piaster. Am meisten handeln die Kaufleute von Amoi und Ningpo damit, weil sie solche nach Manila und Batavia führen, und an die Europäer, welche sie sehr gern haben, theuer absetzen können. Noch nehmen sie auch sehr feines Gold, und ein gewisses Metall, Tombak genannt, mit, an dem sie zu Batavia fünfzig oder sechzig an hundert gewinnen.

Die Chinesen handeln auch nach Manila, aber fast niemand geht dahin, ohne die



die Kaufleute von Amoi, die dahin sehr viel Seide, streifigen und gebläuten Satin von verschiedenen Farben, gewirkte Arbeit, Tapeten, Kissen, Schlafedde, seidene Strümpfe, Thee, Porcellän, japanische Arbeit, Specereien u. s. w. führen. Daran gewinnen sie ordentlich fünfzig von hundert, und bringen nichts als Pflaster zurück.

Der Handel, den sie am ordentlichsten führen, weil sie ihn am leichtesten und vortheilhaftesten finden, ist der Batavische. Jährlich gehen Schiffe von Kanton Amoi und Ningpo gegen den eilften Monat, das ist, im Christmonate, mit folgenden Waren dahin:

1) Eine Art von grünem Thee, die sehr fein ist, und wohl riecht; aber Song so und Theebog werden von den Holländern nicht so sehr gesucht. 2) Porcellän, das daselbst so wohlfeil als zu Kanton ist. 3) Blättergold und Golddrat, das nichts als vergoldetes Papier ist. Manches davon wird in kleinen Bunden nach der Hand verkauft, und ist theuer, weil es mit dem feinsten Golde bedeckt ist: aber das, wel-



des die Chinesen nach Batavia bringen, wird nur nach dem Gewichte verkauft. Es wird in Bündel zusammen gebunden, mit grossen Büscheln rother Seide, die in der Absicht beygefügt wird, die Farbe des Goldes zu erhöhen, und das Gewicht zu vermehren, die Holländer brauchen es nicht vor sich, sondern verkaufen es mit grossem Vortheile in Malayan. 4) Tutenack oder Tutenague, ein Metall, das mit Zinn und Eisen etwas gemeinschaftliches hat; dieses giebt hundert und manchmal hundert und funfzig von hundert Gewinn. 5) Spezeren, besonders Rhabarbar. 6) Hausrath von Messing, als Becken, Wärmepfannen, grosse Kessel u. s. w.

Von Batavia bringen sie 1) Silber in Piastern. 2) Pfeffer, Würznelken, Muscatennüsse und andere Spezeren. 3) Schildkrötschalen, aus denen sie sehr artige Kleinigkeiten, als Lämme, Füchsen, Deger, Messerhefte, Pfeissen und Schnapstabacksdosen nach Europäischer Art machen, die sie vor zehn Sous verkaufen. 4) Sandelholz, auch roth und schwarzes Holz zum Einlegen, mit einem andern ro-



then Holze, das ordentlich Brasilienholz genannt wird, und zum Färben dienet. 5) Geschnittene Achate, daraus die Chinesen Zierrathe zu ihren Gürteln, Knöpfe an ihre Hüften, und eine Art Halsbänder machen. 6) Gelben Umbra in Stücken, den sie sehr wohlfeil kaufen. 7) Europäische Zeuge, die sie ebenfalls sehr wohlfeil einhandeln, und in Japan theuer los werden.

Dies ist der größte Handel, den die Chinesen auswärts treiben. Sie gehen auch, aber selten nach Achen, Malacca, Jhor, Patana, Vigor, das zu Siam gehöret, Cochinchina, u. s. w. Der Handel nach Jhor ist der leichteste und einträglichste. Sie würden zu Achen nicht die Reiskostzen gewinnen, wenn sie es versähen, und im Winter und Christmonate nicht da wären; zu welcher Zeit die Schiffe von Surate und Bengalen sich auf der Küste befinden.

Selten bringen sie etwas aus diesen Ländern, als Pfeffer, Zimmet und andere Spezerereyen, Vogelnester, die man auf den Chinesischen Tafeln als Leckerbischen ansieht;



sieht; Reis, Kampfer, Rattanröhre, die sie wie kleine Seide zusammen flechten, Gasfeln, die aus den Blättern gewisser Fäus-
me gemacht werden, welche wie Pech bren-
nen, und zum Leuchten dienen, auch Gold,
Zinn u. s. w.

Die Europäer haben in China kaum ei-
nen Hafen frey, ausser den zu Kanton zu
gewissen Zeiten im Jahre. Sie gehen auch
nicht bis an die Stadt selbst hinauf, son-
dern ankern zu Whangpu, einem Orte,
etwa vier Meilen davon, im Flusse, der
alsdann gedrängt voll Schiffe ist. Sonst
brachte man Zeuge, Krystalle, Degen,
Uhren, Schlaguhren, Repetiruhren, Ferns-
gläser, Spiegel u. s. w. hierher; aber seits
dem die Engländer jährlich dahin kommen,
ist das alles hier so wohlfeil, als in Eu-
ropa; und kaum kann man Korallen ohne
Verlust los werden. Daher ist bey keinem
Handel in China mehr einiger Vortheil,
als mit Silber zu handeln, da man Gold
davor als eine Ware kaufen, und grossen
Gewinn haben kann. (Sie gewinnen ge-
gen Silber ungefähr ein Dritttheil).

Das



Das Gold, welches man zu Kanton hat, kommt theils aus den Provinzen in China, theils aus fremden Ländern, als Achen, Cochinchina, Japan u. s. w. Alles wird in dieser Stadt wieder umgeschmolzen, außer was von Cochinchina kommt; denn dieses ist ordentlich so fein und rein, als es seyn kann, wenn es vom Könige des Landes gekauft wird; was aber die Leute heimlich verkaufen, ist nicht so fein, und wird deswegen zu Kanton wieder gereinigt. Die Chinesen theilen ihr Gold nach der Feinheit ab, wie die Europäer; was insgemein verkauft wird, ist von neunzig Karat zu hundert, und nach der Zeit, da man es kauft, theurer oder wohlfeiler. Denn im März, April und May kann man es wohlfeiler haben, als vom Heumonate bis zum Jenner, weil sich zu dieser letzten Zeit die meisten Schiffe in Hafen oder auf der Rhede von Kanton befinden.

Man kann auch vortrefliche Spezereien in China haben, verschiedene Arten von Thee, Golddrat, Muscus, Edelgesteine, Perlen, Quecksilber u. s. w. Der Handel aber, den die Europäer daselbst treiben, bez



besteht vornehmlich in japanischer Arbeit, Chinesischem Porcellän und Seide, wovon im nächsten Abschnitte besonders geredet wird.

Erster Herr Sonnerat giebt von dem Handels-
sal. del der Europäischen Nationen nach China folgende Nachrichten, die hier einen Platz verdienen. Noch ehe man den Fluß Kanton kannte, und ehe noch Europäische Schiffe nach China segelten, gingen einige Karavanen dahin, suchten die Producte des Bodens und der Industrie auf, verhandelten sie dann durch ganz Europa, und gewonnen dabei ansehnlich. Nur auf diese Art handelte man nach China, bis endlich die Portugiesen, damals Herren von Indien, die Nothwendigkeit einsahen, einen Handel zur See dahin zu eröffnen. Ihre ersten Schiffe landeten im Jahr 1513 vor Kanton. Um diese Zeit war diese Gegend von Seeräubern beunruhiget, die auf einigen Inseln wohnten, welche an der Mündung des Flusses liegen, und noch igt die Diebesinseln heißen. Von daher thaten sie stete Ausfälle, und nahmen den Chinesen ihre Fahrzeuge weg. Diese waren

ten schwach und leichtfertig genug, daß sie sich nicht mehr aus ihren Häfen auszulassen getraueten, um eine Handvoll Leute in Ordnung zu bringen, die blos durch ihre rauhe Lebensart unternehmend geworden waren. Sie begnügten sich, dieselben Wilde zu nennen; und ein Europäisches Volk mußte ihnen zeigen, daß diese Wilde nicht unüberwindlich wären.

Die Portugiesen, welche sich bey den Chinesen beliebt machen wollten, fanden ihre Rechnung dabei, wenn sie diese Räuber ausrotteten. Sie boten also dieser feigen Nation ihre Dienste an, und man empfing sie mit Freuden. Auch die Chinesen rüsteten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind; bedungen sich aber, daß sie blos Zuschauer bei der Sache sein wollten. Die Portugiesen gewannen ein Treffen nach dem andern, und reinigten endlich die ganze Gegend von den bisher so gefürchteten Räubern. Zum Lohn ihrer Siege erhielten sie eine dürre unfruchtbare Insel an der Mündung des Flusses Kanton, wo sie Malao erbaueten. Ueberdies gestand man ihnen noch verschiedene grosse Freiheiten



zu, die sie aber in der Folge wieder ver-
lohren. Doch ließ man ihnen Matao;
aber die Chinesen führten neben diesem Plas-
se eine Festung auf, woraus man die Stadt
und die Citadelle der Portugiesen bestreis-
chen kann; und bei der mindesten Klage
gegen dieselben versperrt man ihnen die
Zufuhr der Lebensmittel.

Als in der Folge die Holländer den ganz-
en Handel von Indien an sich gerissen hat-
ten, wollten sie auch eine dauerhafte Hand-
lung nach China anlegen. Sie begehrten
einen Strich Landes, um eine Niederlage
darauf zu erbauen, und er ward ihnen zu-
gesprochen. Aber sie legten statt deren eine
Schanze an, die bald würde fürchterlich
geworden sein, wenn sie hätten Kanonen
hineinbringen können. Die Mandarin-
en, welche allemal bei den Ausladen der Schiffe
gegenwärtig waren, fanden ihnen bei die-
sem Vorhaben im Wege; und doch mach-
ten sie den Anschlag, einige in grossen al-
ten Fässern eingepackt ans Land zu brin-
gen. Unglücklicher Weise zersprang eins
derselben unter dem Tafel, und verräth ih-
re List. Noch in derselben Nacht wurden
darauf

darauf ihre Schiffe verbrannt; die Niederlage, von der man noch die Spuren sieht, zerstört; auch der ganzen Nation aller Handel verboten. Und nur durch Bitten und Geschenke konnten sie einige Jahre nach diesem Vorfalle aufs neue die Freiheit hieher zu handeln wieder erhalten.

Wie nun, nach dem Beispiele der Portugiesen, auch die übrigen Europäischen Nationen einen Handel nach China errichten wollten: so sahen sich die Chinesen in die Nothwendigkeit versetzt, eine gewisse Ordnung einzuführen, wodurch sie die nach ihren Producten so gierigen Ausländer in Schranken halten wollten. Ohne diese Vorsicht könnte eine Handvoll Europäer ihre Fahrzeuge zu Grunde richten, ihre Städte in Brand stecken, und sie in das größte Elend versetzen, indem sie ihnen den Absatz der Waren abschneiden würde, die sie mit grossen Kosten nach Kanton bringen.

Alle Schiffe, welche nach China gehen, müssen vor Makao Anker werfen, und dort auf den Steuermann warten, der sie den Strom hinauf führen darf. Dieser bringt



ihnen ihren Siegelbrief *) mit, betet dann seinen Pussa (Gott) an, und fragt ihn um Rath; läßt endlich die Anker lichten, und dann läuft man in den Fluß ein. Nach dem man funfzehn Meilen fortgesegelt ist, schiffet man in den Fluß Tiger ein, der diesen Namen daher erhalten hat, weil man glaubte, die Gestalt einer an seiner Mündung gelegenen Insel sähe dem Rachen jenes Thieres etwas ähnlich. Auf beiden Seiten ist eine Schanze, welche das Einlaufen verwehren kann. Hier kommt ein Zollbedienter mit zwei oder drei Soldaten, welche auf Kosten des Schiffes am Bord bleiben, bis man vor Wampu Anker wirft. Beide Ufer, an denen man hinsegelt, sind mit Reis besäet, und durch tausend Bäche bewässert. Einige zerstreute Wohnungen, die man an den verbrannten Bergen bald sieht, bald aus den Augen verliert, geben einen malerischen Anblick; aber man ärgert sich, daß man den zum Ackerbau herrlich fruchtbaren Boden mit Grabmälern bedeckt sieht,

*) Ein Kaiserpaß, darin gesagt wird, daß es diesen Handelbaren erlaubt sei, sich den Gesetzen des Reichs zu unterwerfen, und darin Handlung zu treiben.



steht, davon jedes einen sehr grossen Platz einnimmt. Sieben Meilen über der Mündung des Tibers steht man den Löwenthurm. Hier müssen die grossen Schiffe still liegen, und auf die Flut warten, weil das Wasser gewöhnlich nur siebenzehn Fuß tief ist. Die Chinesen haben daselbst eine Batterie von einigen Kanonen, welche sich in sehr schlechtem Zustande befinden.

Sobald man bey Wampu gelandet hat, kommen zwei Zoll oder Wachtschiffe, und hängen sich beide, jedes auf einer Seite, an das Schiff, so daß nichts herein oder heraus gebracht werden kann, ohne von ihnen durchsucht zu sein. Wenn man nach Kanton will, so muß man von dem Zollaufscher einen Reisepaß nehmen, und ihn auf vier andern Zollschiffen vorzeigen und unterzeichnen lassen, wo man überall eben so genau wieder durchsucht wird, wie auf dem ersten. Nur in den Böten der Kapitäne ist es möglich, Schleichhandel zu treiben; denn da diese das Recht haben, die Flagge aufzustecken, so werden sie von keinem andern Zollschiffe mehr angehalten, nachdem sie zu Kanton durchsucht worden



sind, und sich mit dem Reisepasse versehen haben. Sobald dieses geschehen ist, lassen sie den obersten Zollaufseher in die Niederlage kommen, und unterhandeln mit ihm, was sie vor Contrabande einführen wollen. Alles dieses wird ganz öffentlich eingeschifft, und so kommt man unter dem Schutze der Flagge und der Nacht bald ohne das mindeste Hinderniß an Bord.

Keine Ware kann eingeschifft oder ausgeladen werden, wenn das Schiff nicht vorher gemessen ist, welches allemal mit großem Gepränge geschieht. Der Opu, oder Oberaufseher einer Provinz, selbst misst das Schiff, nachdem er sich des Tages vorher durch den Biador *) und Komprador **) hat ansagen lassen. Der Augenblick seiner Abreise wird Tags darauf durch

*) Der Biador muß die Schiffsladungen herbeischaffen; er ist Güter vor die Nation, mit der er die Unterhandlungen besorgen muß; und wenn irgend ein Europäer fehlt, so wendet sich die Justiz an ihn.

**) Der Komprador ist derjenige, der alle Nothwendige feilen, außer der Schiffsladung, besorgt, und vor jede Nation ist ein eigener bestellt. Er versteht die Alerverlage mit Lebensmitteln, und hat Unterbediente, welche den Schiffen das Nöthige schaffen müssen.



durch die Tamtams verkündigt, die sich auf allen Zolsschiffen hören lassen. Er bestiegt mit vielem Ceremoniel eine mit aufgespannten Schirmen versehene Galere, und hat gewöhnlich drei oder vier Hanisfen *) bei sich. Auch begleiten ihn verschiedene andere Galeren, die mit seiner Musik besetzt sind, und alle seine Hausbedienten. Sobald man die Galere erblickt, schickt man ihm einen Officier in einem Boote entgegen, um ihn zu bewillkommen, und das Schiff selbst begrüßt ihn mit eilf Kanonenschüssen. Wenn er mit seinem Gefolge an Bord steigt, stellen sich seine Diener in zwei Reihen, und schreien: Hå! dieses Geschrei bedeutet, daß man sich in Ordnung stellen soll. Alsdann mißt man das Schiff unter dem Verdecke, vom Besanmast bis zum Fockmast, und nimmt dessen

I 3

Preis

*) Die Hanisfen sind reiche Kaufleute von einer Compagnie, und an der Bal sitzen. Sie haben das ausschließende Privilegium des Handels in Canton, und verkaufen den übrigen das Recht zu handeln, sowohl im Großen als im Kleinen. Sie haben Canton in eben so vier Quartiere abgetheilt, als ihrer in der Compagnie sind; und jeder hat die Pflicht, sich von den Kaufleuten seines Quartiers die bestimmten Taren bezahlen zu lassen.



Breite am mittelften längften Querbalken. Nach diefem Maße beftimmt man die zu bezahlenden Lagen, welche ſich gewöhnlich auf viertaufend bis viertaufend fünfhundert Piafter belaufen, wenn das Schiff groß ift. Um etwas weniger zu bezahlen, legt man den Befanmaß vorwärts, und den Rodmaß rückwärts.

Wenn das Meffen zu Ende ift, fo führt man den Opu in das Rathszimmer, wo er eine prächtige Abendmalzeit vorfindet, welche feine Hausbedienten und Begleiter vollends aufzehren, wenn er vom Tiſche aufgeftanden ift. Diefen Augenblick benugt man um ihm das Gefchmeide und die Seltenheiten zu zeigen, die man verkaufen will. Alles, was ihm davon zu gefallen ſcheinet, müffen die Haniften kaufen, es mag koſten was es will, und ihm damit ein Gefchenk machen. Dergleichen Tage kommen ihnen manchmal auf funfzigtaufend Piafter zu ſtehen. Wenn der Opu das Schiff wieder verläßt, fo ſchenkt er dem Kapitan zwei Ochfen, zwei Säcke voll Mehl, und vier groſſe Flaſchen voll Samfu. Bei feiner Rückkehr begrüßt man

man ihn abermals mit eilf Kanonens-
schüssen.

Die Schiffsladung wird auf grossen
Fahrzeugen herbeigesührt, welche Lastschifs-
se heissen, und zehn bis zwölfs Lasten füh-
ren. Der Fiador schreibt alle Waren auf
eine Liste, die er dem Open überreicht,
welcher sie unterschreibt und den Zollbeam-
ten übergiebt, den er ernennt, um die ein-
zuschiffenden Waren zu siegeln. Dieser Zolls-
beamte kommt Tages darauf mit einem
Schwarm von Schreibern in die Nieder-
lege; und da der Kaufmann gewöhnlich
die Taxen von allem, was er verkauft,
bezahlt: so zeichnet er auf jede Kiste oder je-
den Ballen mit seinem Zeichen, was darin
gepackt ist. Wenn nun der Kaufmann ein
schon bekannter Mann ist, so untersucht
man nur, ob die Kisten nicht eröffnet wor-
den sind, um etwas anders darin zu pa-
cken, als jener angegeben hat, und man
druckt auf jede ein Zeichen, Schoppe ge-
nannt. Sodann werden sie eingeschifft.
Fällt es indessen dem Zollbedienten ein,
so läßt er mehrere Kisten öffnen, um zu se-
hen, ob sie wirklich das enthalten, was
man



man angegeben hat; oft läßt er aber auch nicht eine einzige öffnen. Die Factur der Ladung giebt man dem Eigenthümer des Schiffes, der sie dann vier Zollschiffen, bei denen man vorbei muß um nach Wampu zu kommen, vorzuzeigen und unterschreiben zu lassen gehalten ist. Doch hat man kein Beispiel, daß diese die Kisten öffnen, wenn sie gleich das Recht dazu haben; sondern sie begnügen sich mit der Untersuchung, ob die angegebene Zal das von da sei, und ob das Zeichen auf jeder genau aufgedrückt ist. Wenn das Fahrzeug an das Schiff kommt, so sind allemal einige Zollbediente beim Ausladen gegenwärtig.

Kanton liegt am Flusse Tager, dreyßig Meilen von der Seeküste, und drei Meilen von Wampu. Ihre Lage und ihr vorzüglicher Hafen, den man vor einen der besten in China hält, machen sie zum Sammelplatz aller Chinesischen Fahrzeuge, die nach Hainam, nach Japan, Formosa, Cochinchina, den Manillen, Malakka und Batavia gehen. Die Europäer ziehen aus allen Provinzen dieses grossen Reichs Handels

delsteute dahin, weil sie die einzigen sind, welche mit barem Gelde daselbst handeln; denn die übrigen Nationen setzen alles nur durch Tausch um. Daher verlassen diese Handelsleute auch den Platz wieder, sobald die Europäer abreisen; und diejenigen, welche nicht wieder in ihre Provinz zurückkehren, setzen sich in der Tatarstadt an, welche nur durch eine schlechte Mauer von Kanton getrennt ist.

Die Europäischen Niederlagen, welche Hams heißen, sind auf einem prächtigen Warenplaze erbauet, den die Europäer auf ihre Kosten eingerichtet haben. Sie sind sehr schön, und nur vor eine grosse Summe Geldes ward ihnen erlaubt, die Fassade nach ihrer Bauart aufzuführen, mit der Bedingung, daß das Innere nach Chinesischer Weise sein sollte, wie es auch wirklich ist. Jede Nation hat ihre Flagge vor der Niederlage; aber nicht als ein Zeichen der Achtung, sondern blos als einen Schild, um sich von den übrigen zu unterscheiden.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Europäischen Schiffe vormals bis unter die Mauern von Kanton hinauffegel-



ten, und daß unsere Sitten und unser allzu freier Umgang mit dem chinesischen Frauenzimmer die Ursache sei, weshalb man uns nach Wampu zurückgewiesen habe. Die Bauart unserer Schiffe war von jeher ein Hinderniß, daß sie nicht weiter den Strom aufwärts fahren konnten; die Chinesischen Fahrzeuge, wenn sie nur etwas wenigstens zu groß sind, können nicht hinaufkommen, ob sie gleich einen flachen Boden haben. Freilich ist es in mehreren Rücksichten ein Glück vor die Chinesen, daß sich unsere Schiffe so weit von der Stadt vor Anker legen, weil die Reisefosten eine Menge Leute in Wampu zurückhalten, die sonst alle Tage nach Kanton kommen würden. Die große Anzahl der Europäer würde die Eingeborenen erschrecken. Unsere jungen feurigen Matrosen, die sich wenig um den Vortheil ihrer Schiffsheren bekümmern, würden bei der geringsten Zänferei die Anzahl ihrer Landesleute benutzen, um die Ehre der Nation zu behaupten; kurz, der Handel nach China würde schon längst ein Ende haben. Wenn man ihn nun aber wirklich aufgäbe, welch ein schlimmer Streich wäre

de

de das vor die südlichen Provinzen dieses Reichs sein? Was würde aus allen den Manufacturen von Peking, Nanjing und Sza werden? Was aus den unermesslichen Strischen Landes, die mit Thee bepflanzt sind?

Man hat sich lange darüber gestritten, ob der Chinesische Handel den Europäischen Nationen, die ihr Geld dahin schleppen, vortheilhaft sei? Unstreitig ist jeder Handel, bei dem man bar Geld gegen Waren umsetzt, dem State nachtheilig. Gingen die Europäer nicht nach China, so würden unsere Damen nichts destoweniger Flor und Spitzen tragen; unsere Fabriken von Porcellän und Töpferarbeit würden mehr Lebhaftigkeit erhalten, und unsere gewürzhafte Pflanzen würden die Stelle des Thee einnehmen. Man hat Beispiele, daß Chinesen selbst unsere Salven ihrem Thee vorgezogen haben.

Die Europäischen Nationen ziehen verschiedenen Thee aus China, der unter dem Namen Thee Tug, grüner Thee und Sathon bekannt ist. Aller dieser Thee ist im Grunde von einerley Gattung, und nur durch die Zubereitung verschieden. Indes
sen



fen habe ich doch sechs unterschiedliche Arten von diesem Gewächse gefunden, davon aber bloß eine einzige im ganzen Reiche allgemein gepflanzt wird. Sie ist besser, als die übrigen, und hat besonders viel Wohlgeruch, wenn man die allerersten Blätter davon einsammelt, noch ehe der Baum Blüthen treibt. Ueber seine Eigenschaften ist man noch nicht ganz einig. Ueberhaupt aber ist aller Thee, der in den südlichen Provinzen wächst, besser als der übrige. Es erfordert viel Geschicklichkeit, ihn zu unterscheiden. Die Ladungen ausser Land bestehen fast alle aus Thee Bux.

Ausserdem holt man aus China: grobes Porcellän, rohe Seide, Nhabarbar, Kamspfer, Boray, Indische Röhre, welche von Malakka dahin geführt werden, Summilact, Rankings, Pekings, und andere seidene Stoffe. Ehedem brachte man auch Gold von daher, und gewann dabei fünf und zwanzig vom Hundert; heutiges Tages gewinnt man achtzehn bis zwanzig auf hundert von dem, was man aus Indien nach China einführt. Die verschiedenen Staatsveränderungen und die Kriege mit
ih;

ihren Nachbarn haben die Chinesen dahin gebracht, daß sie dieses kostbare Metall sehr eifrig suchen, weil sie sich damit die Ausfuhr ihres Vermögens in alle Weltgegenden erleichtern können.

II. Ihre Schifffart.

In der vorigen Abtheilung ist an¹⁰ Comte geführt worden, wie weit sich die Chi¹¹nesische Seefahrt erstreckt. Einige behaupten, sie hätten lange Zeit vor Christi Geburt alle indische Seen befahren, den Compaß gebraucht, und das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt. Le Comte will dies nicht entscheiden. Aber, setzt er hinzu, so viel ist gewiß, daß sie von den ältesten Zeiten her starke Schiffe gehabt haben; und ob die Schifffahrt bey ihnen wohl zu keiner größern Vollkommenheit gelangt ist, als die andern Wissenschaften, so verstehen sie doch weit mehr davon, als die Griechen oder Römer verstanden haben, und segeln noch izt so sicher, als die Portugiesen.

Ihre Schiffe, die sie Chwen heis¹² sen, sowohl, als die Bote und Bar¹³ ken, werden von den Portugiesen So¹⁴



ma oder Sommers (auch Junken) genannt; die Ableitung des Namens ist unbekannt. Die größten führen nur von zweyhundert und achtzig zu dreehundert Tonnen. Eigentlich sind es nichts weiter, als flache Barken mit zwey Masten, und nicht über achtzig oder neunzig Fuß lang. Das Vordertheil hat keinen Schnabel, sondern erhebt sich ungefähr, wie ein paar Flügel oder Hörner; die ein seltsames Ansehen geben. Das Hintertheil ist in der Mitte offen, das Ruder einzunehmen, und es vor dem Schlage der Wellen zu schützen. Dies Ruder ist etwa fünf oder sechs Fuß breit, und mit Lauen behangen.

Diese Schiffe haben weder Hintermast, Boegspriet, noch Mastkörbe. Alles besteht in dem grossen Maste und Vordermaste, auch noch manchmal in einem Obermaste, der nicht viel nuzet. Der Hauptmast steht nahe beim Fockmast, ungefähr da, wo unser Fockmast steht, und dieser sehr weit auf dem Vordertheile. Sie verhalten sich ordentlich wie zwey zu drey, und die Länge des grossen Mastes ist meist zwey Drittheile von der Länge des Schiffes.

Ihre



Ihre Segel sind aus Matten von Bambusrohre gemacht, in Blätter, wie ein Taschenbuch getheilt, und mit Bambusstangen verbunden. Sie falten sich wie ein Fächer: an der Spitze befindet sich ein Stück Holz statt der Segelstange, und unten ein Brett, etwa einen Fuß breit und fünf bis sechs Zoll dick, welches das Segel steif hält, wenn sie es senken oder hissen wollen. Diese Schiffe segeln nicht gut; denn ob sie wohl wegen ihrer steifen Segel mehr Wind fassen, da selbige sich vom Winde nicht beugen: so verlieren sie doch diesen Vortheil durch ihren ungeschickten Bau.

Ihre Schiffe sind nicht, wie die Europäischen, gepicht und getheert, sondern mit einer besondern Art von Gummi angestrichen, und dieses ist so gut, daß ein oder zwei Schöpfkassen unten im Schiffsboden zureichend sind, ihn trocken zu halten; denn sie wissen nichts von Pumpen.

Ihre Anker sind nur von Holze, das sehr hart und schwer ist, und Tye mu oder Eisenholz heißt. Sie behaupten, solche wären viel besser, als die eisernen, weil sie
sch



sich nie beugten; gleichwohl besegen sie die Haken mit Eisen.

Die Chinesen haben weder Piloten noch Steuermann am Bord, und das Schiff ist völlig der Regierung derer unterworfen, die es steuern; doch sind sie mittelmässig gute Schiffer, und sehr geübt an der Küste; aber in der offenen See taugen sie nicht viel. Sie legen das Vordertheil des Schiffs auf den Rhombus, nach dem sie segeln wollen, und halten ihren Lauf fort, ohne auf die Ausweichung des Schiffs Achtung zu geben. Diese Nachlässigkeit rührt unstreitig daher, weil sie keine lange Reisen thun; wenn sie aber Lust haben, segeln sie so ziemlich.

Das Schiff, in welchem le Comte und die andern Jesuiten von Siam nach China im Jahre 1687 segelten, führte fast hundert und zwanzig Tonnen, jede zu zweitausend Pfund gerechnet. Der Bau war leidlich, ausgenommen, daß das Vordertheil flach und ohne Schnabel war. Die Waare waren anders, als bey unsern Schiffen beschaffen, sowohl was ihre Stellung, als was die Zahl und Stärke betrifft.

Der



Der groſſe Maſt ſtand ungefähr da, wo unſer Bockmaſt ſteht. Statt der groſſen Tane, die den Maſt von vorn und hinten befeſtigen, hatte es ſchlechtes Tauwerk, das von der rechten Seite zur linken reichte, damit es allezeit außer dem Winde konnte befeſtiget werden. Es hatte auch einen Boegſpriet und Befanmaſt, der auf der linken Seite des Schiſſes ſtand; ſie waren aber ſehr klein, und verdienten kaum den Namen. Dagegen war der groſſe Maſt in Vergleichung mit dem Schiſſe ſehr groſſ, und ihn noch mehr zu verſtärken, mit zwey Seitenſtügen verſehen, die von dem Holzwerke, das gleich über dem Kiele des Schiſſes liegt, bis aus andere Verdeck reichten. Statt des Obermaſtes befanden ſich zwey flache Stücken Holz, ſieben bis acht Fuß lang, an dem Gipfel des Hauptmaſtes ſtark befeſtigt, und oben mit einander verbunden.

Es hatte zwey Segel, das Haupt- und das Vorderſegel, beyde von Matten. Das erſte war fünf und vierzig Fuß hoch, und acht und zwanzig oder dreyßig breit; das zweyte dem Maſte, der es führte, gemäß.



Sie waren auf beyden Seiten mit verschiednen Reihen Bambus versehen, die längst der Breite eines jeden Segels, fast einen Fuß weit von einander aussen, und noch etwas weiter an der Seite nach dem Raste zu lagen, an dem sie vermittelst verschiedner Ringe befestigt waren, die fast den vierten Theil von der Breite des Segels wegnahmen, von der Seite gerechnet, wo sich keine Brass'en befanden. Die Raste theilten also die Segel in zwey sehr ungleiche Theile, und ließen mehr als drey Viertheil von ihnen auf der Seite der Brass'en, wodurch jedes Segel sich leicht um seinen Rast, wie um einer Angel herum drehete, und ohne Schwierigkeit wenigstens sechs und zwanzig Abtheilungen des Compasses nach dem Hintertheile zu lief, wenn es nöthig war, umzuwenden. Manchmal ruhte es auf dem Raste, und manchmal nur auf dem Rast allein.

Die Segelstange diente von oben statt der Beschlagleinen, und eine grosse runde Stange, so dick, als die Segelstangen, zu eben der Absicht unten. Sie diente gleichfalls, das Segel gestreckt zu erhalten, welches,



welches, damit es nicht risse, an zwey Orten mit Brettern unterstützt ward, die an zwey Stricken hingen, welche in dieser Absicht vom Gipfel des Mastes herunter gelassen waren. Jedes Segel hatte nur eine Brasse, eine Boeleine und das, was die Portugiesen eine Spinne nennen; nemlich eine Menge kleiner Taue, die lang von oben herunter an dem Ende eines Segels hängen, mit den Enden an der Brasse befestigt sind und daselbst einen starken Knoten machen. Diese Art von Segeln faltet sich zusammen, und breitet sich aus, wie ein Fächer. Das grosse Segel zu hissen, bedienen sie sich zweyer kleinen Binden, und dreyer Taue, die durch so viel Rollen gehen, welche oben an dem Hauptmaste befestiget sind. Das Segel einzuziehen, machten sie die Taue los, und falteten alsdann die verschiedenen Theile, einen nach dem andern zusammen; sie zogen solche mit einem Haken herunter.

Da das Tauwerk schlecht eingerichtet ist, so nimt es viel Zeit weg, die Segel in Ordnung zu bringen; daher lassen die Chinesen sie bey Windstille hin und her flie-



gen. Das außerordentliche Gewicht dieser Segel nebst der Gewalt des Windes, der auf den Mast als auf einen Hebel wirkt, würde das Vordertheil unter Wasser drücken, wenn sie nicht solchem damit zuvor kämen, daß sie die Schiffe hinten viel stärker, als vorn beladen. Daher geschah es, wie sie vor Anker lagen, daß das Hintertheil des Schiffs unter Wasser, und das Vordertheil sehr hoch darüber erhoben war. Die Größe ihrer Segel, und die Lage derselben gegen das Vordertheil hat den Nutzen, daß sie sehr geschwinde fortkommen, wenn sie gerade vor dem Winde steuern, ja sie versichern, sie wollten unsere am besten segelnden Schiffe zurück lassen. Aber mit einem Seitenwinde können sie es nicht aushalten, und werden aus ihrem Laufe getrieben; die Gefahr nicht zu erwähnen, in der sie sind, bey einem jähen Uebersalle eines heftigen Windes über den Haufen geworfen zu werden. Bey schönem Wetter fahren sie außer dem Voersprietssegel und Topsegel, noch ein Treibsegel, (welches auf die Seite des Segels, das keine Beassen hat, gesetzt ward) Anhängeseegel, und ein



ein viereckiges Segel auf dem Besanmaste alle von Calico.

Die Kammer, welche das Ruder enthielt, bestand aus den beyden Seiten des Hintertheils, die auswärts eine grosse Oefnung liessen, und inwendig hinein sich einander näherten, als ob sie einen spitzigen Winkel machen wollten, der aber am Scheitelpunkte abgeschnitten war, damit sich das Ruder frey bewegen konnte. Dieses Ruder hing an zweyen Tauen, deren beyde Enden um eine Winde giengen, die am höchsten Orte des Hintertheils stand, um solches zu erheben oder zu senken. Zwey andere Tauen, die unter dem Schiffe durchgingen, wurden alsdann auch bey dem Vordertheile wieder hinaufgeführt, und daselbst gleichfalls durch Hülfe einer Winde gespannt gehalten. Wenn man sie nachließ, so dienten sie statt der Angeln, mit denen unsere Steueräder am Hintertheile befestigt sind. Die Kraft des Steuermanns zu vermehren, hatte das Ruder eine Stange, sieben oder acht Fuß lang, aber ohne Handgriff oder Rolle. Es waren auch an jeder Seite des Schiffes zwey kleine Tawe befestigt,



stigt, und eines nur von jedem Paare verschiedne mal um das Ende der Ruderspitze gewunden, damit der Steuermann solches in seiner gehörigen Stellung halten konnte.

Ein Ruder, welches so beschaffen ist, wird von einem grossen Fahrzeuge kaum gefühlt; denn die Tauen strecken sich leicht aus, und ihr beständiges Zittern verursacht, daß es ebenfalls wanket; daher es ungemein schwer ist, das Schiff in dem Rhombo zu erhalten. Sie haben angefangen, Bomas zu machen, welche die Portugiesen Restigas nennen, weil sie sechs Ruder nach Europäischer Art haben, ohne das übrige, was an ihnen verändert wäre. Der König von Siam hat einige bauen lassen, die von sieben bis achthundert Tonnen führten, und die größten dieser Art sind.

Der Pilote bediente sich keines Seecompasses, sondern richtete seinen Lauf nach einer sehr einfach gemachten Magnetnadel. Der Rand der Nadel war in vier und zwanzig Theile getheilt, welche die Winde bezeichneten, und auf Sand gestellt; nicht



so wohl die Nadel vor die Erschütterung des Schiffs zu versichern, als die Klauherkerzchen zu tragen, mit denen sie solche ohne Unterlaß beräucherten. Sie opferten ihr auch Speisen.

Wenn die Chinesen, wie man sagt, das Compasses Erfinder sind: so haben sie ihn doch schlecht zu gebrauchen gelernt. Sie richteten das Vordertheil des Schiffs nach dem Rhombo, nach dem sie segeln wollten; vermittelst einer seidenen Schnur, welche die Fläche des Compasses in zwei gleiche Theile von Norden nach Süden theilte. Dies verrichteten sie auf zweierley verschiedene Art. Zum Exempel, Nordost zu segeln, setzten sie diesen Rhombum dem Kiele des Schiffs parallel, und wandten also dann das Schiff herum, bis die Nadel der Schnur parallel war, oder welches eben darauf hinausläuft: sie zogen die Schnur dem Kiele parallel, und machten, daß die Nadel auf Nordwest zu liegen kam. Die Nadel des grossen Compasses war nicht über drey Zoll lang; an einem Ende befand sich eine Art von Kiste und am andern



ein Drenjack. Sie waren alle zu Nangasacki in Japan gemacht.

Das Untere des Schiffbodens war durch starke Brettwände in fünf bis sechs Kammern getheilt. Statt einer Pumpe hatten sie nur einen Schöpfkasten am Fusse des Hauptmastes, aus dem sie das Wasser mit Eimern schöpften. Ob dieser wohl sehr hoch gieng, und das Schiff schwer beladen war: so schöpfte es doch wegen der Stärke seiner Bretter, und der guten Kalfaternung nur wenig Wasser.

Zu diesem Kalfatern brauchen sie eine Vermischung von Kalte, Oele oder vielmehr Harze, welches von dem Baume Longschu abtröpfelt, und Olam von Bambu. Wenn dies alles trocken ist, so sollte man es für Kalt halten, welches das vornehmste Stück dabei ist. Diese Art von Kalfatern ist reinlicher, und von dem eckelhaften Eehergeruche befreit, der unsere Schiffe erfüllt. Es versichert auch ihre Schiffe vor Feuer, dem unsere wegen des Pechs und Eeheres mehr unterworfen sind.

Die Anker waren von Holze, nur die Spitzen an dem grossen Anker mit eisernen Platten



Platten bedeckt. Das Tauwerk war alles von Rattanrohre oder Kokosschalen, die bey den Portugiesen Cidro heißen, gemacht.

Das Schiffsvolk, nebst den Officiern, bestand aus sieben und vierzig Personen. Der Pilote hatte nichts zu thun, als den Compas zu setzen, und den Lauf zu bestimmen. Der Steuermann ordnete die Arbeit am Schiffe an, und der Hauptmann besorgte die Nothwendigkeiten vor die Leute, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. Gleichwohl geschah alles mit unglaublicher Fertigkeit. Diese Einigkeit rühret daher, weil dem Schiffsvolke an Erhaltung des Schiffes selbst sehr viel gelegen ist, da jeder einen Theil an der Ladung hat. Die Officiere und Botsleute haben statt der Bezahlung die Erlaubniß, eine gewisse Menge von Waren an Bord des Schiffes zu schafffen, wo jeder seinen besondern Platz hat, in welcher Absicht der Raum zwischen den Berdecken in verschiedene Cajüten getheilt ist. Kurz, die Chineser sind fleißig, aufmerksam und arbeitsam, und es fehlet ihnen nur ein wenig Erfahrung, so würden sie gute Seeleute werden.



Ob sie wohl auf der See von den Europäern weit übertroffen werden, so muß man ihnen doch auf Flüssen und Kanälen eine besondere Geschicklichkeit zugestehen, die wir nicht besitzen. Sie führen daselbst mit wenig Botsleuten gewaltige Barken, so groß, als unsere Schiffe.

Die Geschicklichkeit, mit der die Chinesen auf reißenden Strömen zu segeln wissen, ist etwas wunderbares und unglaubliches. Sie verrichten eine Fahrt ohne Furcht, an die andere nicht denken würden. Außer den steilen Wasserfällen, die in den Kanälen angetroffen werden, gehen sie auch bloß durch die Stärke ihrer Arme aus einem Kanale in den andern hinaus. Es giebt gewisse Flüsse, die mit grosser Gewalt über häufige Klippen, wohl sechzig oder achtzig Seemeilen laufen, und einen heftigen Strom machen; die Chinesen heissen sie Chan.

Diese kommen in verschiedenen Gegenden des Reichs vor. Der Verfasser sah ihrer viele auf seiner Reise von Nanhang, der Hauptstadt von Kyangsi, nach Kanton. Auf einem dergleichen wurden sie so heftig

fort:

fortgetrieben, daß alle Kräfte der Schiffsleute nicht widerstehen konnten. Ihre Barke wurde dem Strome überlassen, der sie eine lange Zeit als einen Kräusel zwischen den Wendungen, die des Wassers Lauf machten, herumführte, und endlich an eine dem Wasser gleiche Klippe mit solcher Gewalt stieß, daß das Ruder, welches ein dicker Balken war, wie ein Stück Glas brach, und der ganze Körper des Schiffes auf die Klippe geführt ward, wo er fest stehen blieb. Hätte es nicht mit dem Hanteltheile, sondern mit der Seite aufgestoßen, so wäre es unumgänglich verlohren gewesen.

In der Landschaft So kien ist man acht bis zehn Tage in beständiger Gefahr, unterzugehen, man mag entweder von Kanton oder Hong Chew kommen. Es giebt das selbst beständige Wasserfälle, die allezeit durch unzählige Klippen unterbrochen sind, wo kaum Platz genug vor eine Barke bleibt, durchzukommen. Da sind nichts, als Drehungen und Wendungen, die wider einander gehenden Ströme stossen zusammen, und treiben das Boot wie einen Pfeil; der vom Bogen



Bogen abfliegt, fort. Allemal ist man innerhalb zwey Fuß von Klippen, so daß man um eine zu vermeiden, nothwendig auf die andere fallen muß, wenn es der Pilote nicht durch seine erstaunliche Geschicklichkeit verhindert. Niemand, als die Chinesen, ist vermdgend, solche Reisen zu unternehmen. Gleichwohl geht mit aller ihrer Geschicklichkeit kein Tag vorbey, da nicht ein Schiffbruch geschähe; und es ist in der That ein Wunder, daß nicht alle Barken scheitern. Manchmal ist das Schiff in Stücken, und das Volk erossen, ehe man weiß, wo man ist. Manchmal sinken die Bote beim Hinabfahren der Wasserfälle, durch eine plöbliche Welle mit dem Vordertheile nieder, ohne daß es sich wieder erheben kann. Kurz, diese Reisen sind so gefährlich, daß le Comte sagt, er sey nie so vieler Gefahr ausgesetzt gewesen, da er zehn Jahre lang auf den ungestümpfen Seen mehr als zwölftausend Seemeilen gefegelt, als er in zehn Tagen auf diesen Strömen ausgestanden.

Die Barken sind aus sehr dünnem leichtem Holze gebauet, und deswegen nicht schwer



schwer zu regieren. Sie theilen sie durch starke Zwischenträume in fünf oder sechs Abtheilungen, damit, wenn sie auf eine Klippe stoßen, nur eine Abtheilung mit Wasser angefüllt wird, da alsdann die andern frey bleiben, und dadurch Zeit geben, das Leck zu stopfen. Um die schnelle Bewegung zu hemmen, halten an denen Orten, wo das Wasser nicht tief ist, sechs Seelente, drey auf jeder Seite, eine lange Stange gegen den Boden, die vermittelst eines kleinen Seiles nach und nach nachgiebt. Ein Ende ist an das Boot befestigt, und das andere um die Stange gewunden, welche nur gelinde nachgiebt, und vermittelst eines beständigen Abwindens die Bewegung der Barke hemmet, so daß, woserau der Strom nur mit einerley Geschwindigkeit fließt, derselbe mag so heftig seyn, als er will, die Fahrt darauf so gelinde geht, als auf dem besten Canale.

Wenn sich der Strom windet und drehet: so nehmen sie ihre Zuflucht zu einem doppelten Steuerruder, das wie ein ordentliches Ruder gestaltet, und vierzig oder fünfzig Fuß lang ist; eines befindet sich



sich vorn, das andere hinten am Schiffe. Auf die Regierung dieser beiden grossen Ruder kommt alles an. Die abwechselnden und wohlangebrachten Stösse, die sie der Barke damit geben, sie fortzutreiben, oder in dem Ströme zu wenden, verschlei- dene Klippen auf einmal zu vermeiden, oder einem Ströme zu entgehen, und dem Wasserfalle zu folgen, ohne mit solchem plötzlich hinabzufahren, wenden es tausend- fach herum. Es ist keine Schifffahrt, es sind lauter künstliche Drehungen, wie auf einer Reitschule mit einem Pferde. Kein Schulpferd arbeitet mehr unter der Hand des Bereiters; als ein solches Bot unter den Chinesischen Schiffen; und wenn es scheitert, so geschieht es mehr aus Mangel der Stärke, als aus Mangel der Geschick- lichkeit. Führt jedes von ihnen fünfzehn Mann statt acht: so würde alle Macht der Ströme nicht vermindgend seyn, es fortzu- führen.

Es giebt eine so erstaunliche Menge ungeheurer Barken auf allen Flüssen und Kanälen, besonders in den südlichen Provin- zen, daß sie nicht zu zählen sind. Sie lie-
gen



gen manchmal länger, als drei Viertel Meilen so dicht beisammen, daß es unmöglich wäre, noch eine hineinzudrängen.

Was das Auge am meisten ergötzt, ist die Anzal großer und schöner kaiserlicher Barken, die in Geschwader getheilt sind, deren jedes seinen Mandarin zum Befehlshaber hat, und die in der schönsten Ordnung fortzucken. Man erzehlet insgemein, gedruckten Nachrichten gemäß, die Anzal derer, welche zu Ueberbringung der Tributs und aller Arten von Lebensmitteln aus den Provinzen nach Hofe angewandt würden, belaufe sich auf zehntausend. Die Aufseher auf die Barken, die hin und her geschafft werden, welche sie bey ihrer Durchsahret zählen, haben gleichwohl oft versichert, daß sie nie über vier oder fünftausend angekommen sähen; aber auch diese Zal ist schon erstaunlich, wenn man den einzigen Gebrauch und die Größe dieser Barken, da manche achtzig Tonnen führen, betrachtet.

Die kaiserlichen Barken sind von dreyerley Art. 1) die Kwangchowen oder Vorschiffsbarken. 2) Die Longi chwen oder Drachenfleiderbarken, 3) die Iso chwen oder
Bark



Barken, welche die Mandarinen von und nach Hofe zu führen. Nichts kann artiger seyn als diese Fahrzeuge. Sie sind gemalt, vergoldet, mit Drachen und japanischer Arbeit innwendig und auswendig geszieret. Die von der mittlern Grösse, welche am meisten gebraucht werden, sind über sechzehn Fuß breit, achtzig lang, und neun tief, von dem Verdecke an. Ihr Bau ist viereckig und flach, nur daß das Vordertheil etwas rund zu gemacht ist.

Magellan und andere Die Hoang Chwen oder Vorrathsbarken sind vom Vordertheile bis zum Hintertheile durchaus von gleicher Breite. Ihr Gebrauch ist, Lebensmittel aus den Provinzen nach Hofe zu führen. Magellan sagt, ihre Zahl wäre zehntausend. Sie haben ihr Vordergebäude und Quartierverdeck, nebst einer Kajüte oder einer Halle in der Mitte, wie der Mandarinen ihre; aber nicht völlig so groß.

Die Longi Chwen, oder Drachenskleidersbarken, die ihren Namen von des Kaisers Wapen haben, führen Stoffe, Brocade, seidene Zeuge und dergleichen, aus den Provinzen nach Hofe. Jede Barke thut die

die Fahrt jährlich nur einmal, und führet nur den vierten Theil ihrer völligen Last. Der Führer derselben wird, nach Beschaffenheit der Weite, aus dem kaiserlichen Schatz bezahlt. Wenn er z. B. aus Kyoang si kömmt, welches über dreyhundert Seemeilen von Peking liegt: so geben sie ihm hundert Lyang, oder Tael. Diese Summe scheint in der That zu gering, ihm seine Kosten zu vergüten; er gewinnet aber so viel und noch mehr durch die Freyheit, Reisende und Güter, die dadurch zollfrey werden, mitzunehmen. Nach Magellans Berichte sind dieser Barken dreyhundert und fünf und sechzig.

Die Iso chwen sind bestimmt, die Kommandanten nach den Orten, wo sie ^{zu und zu} Befehlshaberstellen besigen, wie auch ^{be.} Vornehme, die nach Hofe geholt, oder vom Hofe ausgeschiedt werden, zu führen. Sie sind höher, aber schmaler, als die andern, und an Größe einem unserer Kriegsschiffe vom dritten Range gleich. Sie haben zwey Verdecke; auf den ersten geht ein vollkommenes Zimmer von einem Ende zum andern, etwa sieben bis acht Fuß hoch.



wo der Mandarin schlafen, essen, studiren, Besuche annehmen, schreiben, lesen und dergleichen thun kann, weil er da als les so bequem und artig um sich hat, als in seinem eigenen Pallaste. Man kann nicht angenehmer reisen, als in diesen Barken: daher man auch so gern zu Wasser reiset.

zu pag. Du Halde beschreibt solches anders: ^{dr.} wo umständlicher. Ausser dem, was der Führer vor sich und seine Familie hat, nemlich sein eigenes Cabinet, eine Küche, und zwey grosse Plätze, einen vorn, den andern hinten, sind hier noch eine Halle etwa sechs oder sieben Fuß hoch und eilf breit, dabey ein Vorzimmer, und zwey oder drey andere Zimmer, auch ein Nebenplatz ohne Zierrathen, alles auf einem Berdecke. Diese machen des Mandarinen Zimmer aus. Alles ist mit dem schönsten rothen und weissen Firniß japanisch ausgezert, und die Seiten sowohl, als die Decke, zeigen eine Menge Schnitzwerk, Gemälde und Vergoldungen. Die Tische und Stühle sind roth oder schwarz japanisch gemalt. Die Halle hat auf jeder Seite Fenster, die auf Erfordern weggenommen wer den



den können. Statt des Glases bedienen sie sich sehr dünner Muscherschalen, oder feiner Stoffe, die mit einem glänzenden Wachs se getränkt, und mit Blumen, Bäumen und allerley Figuren gezieret sind. Das Berdeck ist mit Säulen umgeben, darauf die Pötsleute vorn und hinten kommen können, ohne den Reisenden beschwerlich zu fallen.

Ueber diesem Zimmer befindet sich eine Art von Altane, der auf allen Seiten offen, und vor die Mufel bestimmt ist. Diese Mufel ist mit vier oder fünf Personen besetzt. Darunter ist der Schiffsboden, in verschiedene kleine Kammern, zu Verwahrung des Geräths, getheilt. Die Segel sind wie bey ihren andern Schiffen. Sie sind sehr bequem, weil sie besser sind, als die andern, mit dem Winde zu segeln; und wenn die Brassen in Stücken gehen, so geschieht dem Schiffe dadurch kein Schade.

Diese grossen Barken fortzutreiben, bedienen sie sich einer langen dicken Stange, die an einem Ende, wie eine Krücke gemacht ist, um solche auf ihre Schulter zu legen,



legen, oder auch Ruder von verschiedenen Gestalt. Das gemeinste Werkzeug ist eine lange Stange, wie eine Schaufel, an einem Ende mit einem Loch in der Mitten, die an der Seite der Barke hervorstehenden Hölzer einzunehmen. Andere durchschneiden das Wasser schief, indem sich ihr Ende in selbigem beständig hin und her beweget, wie ein Fischschwanz. Diese Art ist desto bequemer, da die Ruder in der Barke wenig oder keinen Platz einnehmen, sondern an die Seite auf Bretter gesetzt sind. Ihre Ruder brechen selten, und treiben die Barke beständig vorwärts, ob sie gleich nie aus dem Wasser kommen. Ist der Wind zuwieder, so werden die Barken mit Tausen hinaufgeschleppt; wie auch, wenn sie wieder den Strom gehen müssen. Diese Seile sind an manchen Orten von Hanf, anderswo von langen und feinen Rohrsplittern, die man zusammen gewunden hat, gemacht; diese sind ausserordentlich stark, und versauen nie im Wasser.

Unter denen Barken, die den grossen Mandarinen nachfolgen, befindet sich allezeit wenigstens eine, die man die Hohechwen



chwen oder Vorrathsbarkte nennet; an ihrem Bord ist die Küche und die Speisekammer mit den Köchen. Eine andere ist voll Soldaten zur Bedeckung. Der dritten kleinern und leichtern Verrichtung ist, vorauszugehen, und alles fertig zu bestellen, damit man nicht warten dürfe.

Ausser den kaiserlichen giebt es un^{zag}zählig viele Barken, die sie Lang chwen^{lan} heißen; sie sind fast so breit, als lang, in Vergleichung mit den vorigen, aber sehr leicht und klein. Diese gehören Privatpersonen, und manche sind ganz bequem, welche an die Gelehrten oder Reichen vermietet werden. Es befindet sich in ihnen ein schönes Kabinet, ein Bette, ein Tisch und Stühle, wo man schlafen, essen, schreiben, studieren und Besuche annehmen kann, als wenn man zu Hause wäre. Das Vordertheil gehöret den Schiffleuten, und der Führer liegt mit seiner Frau und seinen Kindern im Hintertheile, wo auch vor den, der die Barkte miethet, gekocht wird. Andere sind viel größer, und werden von Kaufleuten zum Handel gebraucht.



in dals Man sieht auch einige, die man
 12. Galeren nennen kann; sie sind bequem,
 die Flüsse hinauf zu fahren, auch längst
 der Seeflässe und zwischen den Inseln zu
 schiffen. Diese Barken sind so lang, als
 Kauffahrtdenschiffe von dreyhundert und
 funfzig Tonnen, aber nicht tief, und ges-
 hen nur zwey Fuß im Wasser. Ihre len-
 gen Ruder gehen nicht queer durch die Sei-
 ten der Barke, wie die Europäischen, son-
 dern sind aussen, fast den Seiten parallel,
 angebracht, wo man sie leicht mit wenig
 Leuten bewegen, und das Schiff durch ih-
 ren Antrieb sehr geschwind fortbringen
 kann.

in Com. Bey den ordentlichen Barken beset-
 12. zigen sie eine Uet von einem sehr lan-
 gen Ruder am Hindertheile, einer Seite
 der Barke näher, als der andern, und
 manchmal auch noch ein anderes ans Vort-
 dertheil, dessen sie sich bedienen, wie ein
 Fisch seines Schwanzes, es von sich stoßen,
 und wieder an sich ziehen, ohne daß sie
 es über das Wasser erheben. Dieses hält
 die Barke in beständigem hin und her
 Schwanen, giebt auch den Vortheil, daß
 die

die Bewegung nie unterbrochen wird; welches geschieht, wenn man das Ruder nach Europäischer Art erhebt.

Endlich giebt es eine erstaunliche Menge von Barken, auf denen Jamis^{Magellan und} wohnen, und sich daselbst mit^{den} mehreren Bequemlichkeit, als in Häusern auf dem Lande, aufhalten. In der kleinsten Art, die keine Kabirette haben, waschen sie eine Sattung von Zelten oder Hütten aus dünnen Matten, ungesähr fünf Fuß ins Gevierte, um sich vor dem Regen und der Sonnenhitze zu beschirmen.

Die Kaufleute, welche mit Zimmerholze und Salze handeln, und die Reichsten in China sind, bedienen sich, ihre Güter fortzuschaffen, keiner Barken, sondern Föße. Magellan sah eins von Holze, das in dem Gebirge Se Chwen, an den Gränzen von China gehauen war. Das Holz wird an das Ufer des Flusses Kiang gebracht, wo sie es in Balken, Planken und Treter sägen; alsdann in beyde Enden der Stücke Löcher bohren, und sie mit zusammengewundenen Weidenästen verbinden, bis ein Floß fünf Fuß hoch, zehn breit, und von willkühr-



licher Länge daraus wird. Es giebt welche, die eine halbe Seemeile lang sind. Die verschiedenen Stücke der Flöße, die so verbunden sind, bewegen sich leicht nach allen Seiten, wie die Glieder einer Kette. Vier oder fünf Mann lenken sie vorn mit Stangen und Rudern, da andere längst der Seite in gleichen Entfernungen stehen, und sie führen helfen. Sie bauen darauf in gewissen Weiten Hütten, die mit Brettern oder Matten bedeckt sind, in denen sie ihre Sachen verwahren, kochen und schlafen. In den verschiedenen Städten, wo sie hinkommen, verkaufen sie ihre Häuser mit dem Holze; und so schwimmen sie über sechshundert Seemeilen fort, wenn sie ihr Holz nach Peking führen.

III. Bequemlichkeit, zu Lande zu reisen, und die Sachen fortzuschaffen.

Bege, die so sorgfältig, wie die Chinesischen in Acht genommen werden, müssen zum Reisen und Fortschaffen der Güter nothwendig sehr bequem seyn. Die große Zahl der Dörfer voller Tempel,
Die

die man antrifft, ist ebenfalls eine Bequemlichkeit vor Reisende. Auch sind die Wirthshäuser zahlreich genug, aber so elend und schlecht eingerichtet, als möglich ist; die auf den Heerstraßen ausgenommen, welche artig und groß sind. Gleichwohl müssen Reisende ihre Betten mit sich führen, oder auf einer schlechten Matte schlafen. Die Chinesen, besonders die Ärmern, brauchen nie Deckbetten, sondern begnügen sich, sich manchmal ganz nackt in eine mit Leinwand gefütterte Bettdecke einzuhüllen; so daß also ihre Betten leicht mit fortzuschaffen sind. Die Speisen sind wie die Herbergen; denn man hat von Glücke zu sagen, wenn man nur entweder Fische oder Fleisch antrifft. Gleichwohl giebt es doch an verschiedenen Orten wilde Vögel, besonders Fasane, ziemlich wohlfeil: denn man kann bisweilen das Stück vor einen Pfennig haben. Diese Wirthshäuser bestehen ordentlich aus vier Erdwänden ohne Lünche. Man sieht alle Balken in der Decke, und es ist ein Glück, wenn man nicht an vielen Orten durchsieht; die Zimmer sind selten gedeckt, und voller Lächer.



In einigen Provinzen sind diese Wirthshäuser nur von Erde und Rohr gebauet; in den Städten aber von Ziegeln, und sehr bequem angelegt. In den nördlichen Theilen trifft man die Kans an, welches grosse von Ziegeln erbaute Alcoven sind, die die ganze Breite vom Zimmer einnehmen; mit einem Ofen darunter und einer Matte von Rohr oben darauf, worauf man sein Bett legen kann.

Längst den Wegen stehen Wachen, in kleinen Entfernungen von einander; dess wegen die Reisenden selten in Gefahr wegen Strassendiräuber sind, welche sich nur manchmal in den mit Peking benachbarten Provinzen zeigen: aber fast niemals morden sie, wenn sie rauben, und ziehen sehr listig ab, wenn sie ihre Geschäfte verrichtet haben. Das Gedränge der Reisenden auf den Heerstrassen sichert sie zulänglich vor Verraubung. Einer von den Missionarien bemerkt, ein solcher Gefell sey ihm verschiedene Tage nachgefolgt, ohne die ganze Zeit über Gelegenheit zu Ausführung seines Vorhabens zu finden; weil er nicht sobald eine Gesellschaft

schaft von Reisenden aus dem Gesichte verschwinden, da sich gleich eine andere gezeigt.

Kurz, nach der Missionarien Berichte, ist die größte und fast einzige Beschwerlichkeit auf den Reisen der Staub, besonders im Winter, und in den nördlichen Theilen von China; denn zu dieser Zeit regnet es fast nie. Da der Boden so locker ist: so erregt ein starker Wind Staubwolken, die den Himmel verdunkeln, und die Reisenden fast ersticken. Eben dieses erfolgt aus der Bewegung so vieler Leute und Wagen. Sie müssen daher sich oft die Köpfe mit einem Schleyer, oder die Augen mit Gläsern bedecken, die in Leder oder Seide eingesast sind, und hinter dem Kopfe befestigt werden. Die südlichen Provinzen sind zwar hiervon frey, aber dagegen Ueberschwemmungen unterworfen; weswegen sie sehr viele Brücken erbauet haben.

Gewöhnlich reist man in China zu Pferde. Die Pferde sehen zwar nicht besonders aus, sind aber sehr gut. Das schlimmste ist, daß man in dem Posthause kein andres Pferd bekommen kann, wenn dasjenige, welches man hat, müde ist. Denn als



le Postpferde gehören dem Kaiser, und werden nur von seinen Postreitern und Hofbedienten gebraucht.

Sind die Wege zum Reiten zu schlimm, so bedient man sich der Tragsessel, welche die Chinesen Duan kuan, das ist, Mandsarinensessel, nennen. Sie sind von den Lohnsänsen in Paris wenig unterschieden, nur grösser, höher und leichter. Denn sie sind aus Bambusröhren gemacht, die queer über einander nach der Gestalt der Sänsen gelegt, und mit Katan sehr stark verbunden sind. Diese Sänsen ist von oben bis unten aus mit einem Stücke gefärbter Leinwand, Seiden, oder Wollenzeuge, nach Beschaffenheit der Jahreszeit bedeckt, worüber sie bei Regenwetter einen in Oel getränkten Taffend decken. Sind nur zwei Sänsenträger: so gehen die Enden der Stangen sowohl vorn als hinten durch zwei Schlingen eines starken biegsamen Seiles, das in der Mitte an einem dicken Stocke hängt, und dieser liegt auf den Schultern der Sänsenträger. Es sind ihrer gewöhnlich acht, die einander ablösen.

Wenn

Wenn man wegen der Hitze bey Nacht reiset: so miethet man, besonders in gebirgigen Gegenden, wo sich Läger aufhalten, Wachen, die man in gewissen Entfernungen findet, mit Fackeln, die zugleich leuchten, und die Bestien verjagen. Sie sind aus Fichtenästen am Feuer getrocknet, gemacht, und so zugerichtet, daß sie vom Winde und Regen nur stärker brennen. Jede Fackel von sechs bis sieben Fuß lang brennet ungefähr eine Stunde. Gleichwohl reiset fast niemand so, als die vom Hofe abgeschickt werden, die vornehmen Mandarinen und andere grosse Herren, denen viele Begleitung folgt, so daß sie so leicht nichts von Thieren und Räubern zu fürchten haben.

Eine grosse Bequemlichkeit vor die Reisenden in China ist, daß sie ihre Güter so leicht und sicher durch Träger fortschaffen können, die man in einer jeden Stadt häufig antrifft. Diese haben ihr Oberhaupt, an das man sich wendet; und wenn man sich wegen des Preises verglichen hat, der voraus bezahlt werden muß, so erhält man so viele Billette, als Träger verlangt werden,



den, vermittelt deren man sie gleich bekommen kann. Der Vorgesetzte steht vor das, was man ihnen zu tragen giebt. Haben sie ihre Last an den bestimmten Platz gebracht: so giebt man einem jeden ein Billet, welches er seinem Vorgesetzten zurück bringt, und von selbigen seine Bezahlung erhält.

In den Städten, die auf sehr vollkreischen Strassen liegen, wie z. B. eine über den Berg Meslin geht, sind viele Oerter, wo die Träger ihre Namen, mit zulänglicher Caution, aufschreiben lassen, daß man also drey- bis vierhundert auf den Nothsfall haben kan. Wenn man sich bey dem Vorgesetzten gemeldet hat: so machet er augenblicklich ein Verzeichniß von allem, was man zu tragen hat, es seyn Kasten oder andere Sachen, und läßt sich nach dem Gewichte bezahlen. Der Preis ist etwa drei gute Groschen vor hundert Pfund einen Tag zu tragen. Nachgehends hat man keine weitere Besorgung: denn der Vorgesetzte giebt jedem Träger seine Ladung, mit einem Verzeichnisse, was sie enthält; und wenn man in die Stadt kommt, wo



wo man hin will, so wird alles, was sie bekommen haben, in das Trägerhaus geliefert, das mit dem vorigen in Verbindung steht.

Die Last wird mit Seilen in die Mitte einer Bambustange gehängt, deren Enden auf zweyer Leute Schultern ruhen. Ist sie aber zu groß, so nehmen sie vier Leute mit zwey Stangen. Sie werden alle Tage umgewechselt, und müssen den Reisenden gleich gehen. Wenn ein Mann ein Bündel trägt: so erleichtert er sich die Last dadurch, daß er es in zwey gleiche Theile theilt, und solche mit Seilen oder Hasen an die Enden einer glatten Bambustange befestigt, alsdann sie wagerecht auf seine Schultern legt, so daß die Stange, indem er geht, sich wechselsweise beugt und erhebt. Wenn eine Schulter ermüdet ist; so weiß er die Stange geschickt auf dem Rücken herum auf die andere Schulter zu wenden; und so tragen sie einige hundert und sechzig französische Pfunde zehn Seemeilen weit in einem Tage.

In einigen Provinzen schiffen sie die Ballen und Waren mit Maulthieren fort,
noch



noch öfterer aber mit Karren, die kein einziges sehr grosses Rad in der Mitte haben. An jedem Ende der Achse, die auf beyden Seiten herausgeht, setzen sie einen Kasten, und thun in beyde gleich grosse Lasten. Ein einziger Mann schiebt ihn vor sich hin; ist aber die Last zu schwer: so wird noch ein Mann oder ein Esel vorgespannet, sie zu ziehen, und manchmal beyde zusammen. Sie haben Achsen wie die unsrigen mit einem vorwärts gesetzten Rade, wie Schubkarren, bedienen sich aber solcher selten auf der Reise.

Der gemeine Lohn vor Maulthiere auf fünf und zwanzig Tage ist fünfsehalb Lhang oder Tael, zum höchsten fünfse 7, nach der Jahreszeit und dem Preise der Lebensmittel. Zurückgehende Maulthiere kann man viel wohlfeiler haben. Sie sind viel kleiner, als die Europäischen, aber sehr stark; ihre ordentliche Ladung ist von hundert und achtzig zu zweyhundert Chinesischen Pfunden, jedes vier Unzen schwerer, als das Französische.

Die

*) Ungefähr 6 Rthlr. 14 Ggr. bis 7 Rthlr. 3 Ggr. 10 Heller.

Die Zollbedienten sind in China nicht so scharf, als anderswo. Es wird von ihnen kein Reisender selbst visitirt, und selten öffnen sie die Ballen oder Kisten. Ja, wenn jemand mittelmässig gut aussieht: so nehmen sie nichts von ihm. „Wir sehen sehr wohl, heißt es, daß der Herr kein Kaufmann ist.“ In einigen Zollhäusern bezalet man nach dem Stücke, oder man glaubt selbst des Kaufmanns Verzeichnisse. Andere fordern so und so viel von einer Ladung, welches leicht zur Wichtigkeit gebracht wird. Selbst des Kaisers Rang ho, oder Befehl wegen einer Reise, besreyet niemanden vom Zolle: aber der Mandarin läßt ihn aus Hochachtung gehen, ohne daß er etwas von ihm fordert; aber zu Peking sind sie meistens strenger.

Die Ballen, welche vornehmen Hofbedienten gehören, werden nie geöffnet, wenn ein Jong tyan (dies ist ein breiter Streifen Papier, auf welchem steht, wenn es eingepackt worden, wie der Besitzer heißt, und was er vor einen Rang hat), darauf geklebt ist.



Normalß wurden die Zollhäuser jährlich verschlossen, und die Mandarinen, die ihnen vorstünden, (welches kein geringer Rang war), verändert; aber seit 30 bis 40 Jahren ist die Besorgung des Zollhauses dem Unterkönige einer jeden Provinz aufgetragen worden, der jemanden zur Einnehmung der Zölle bestimmt. Gleichwohl hat der Seehandel sie genöthiget, uns längst vor die Zollhäuser zu Quang tong und Fo syen besondere Mandarinen zu versetzen.

Ein anderer Reisebeschreiber merkt *ebend.* folgendes an. Der Zollhäuser, in welchen sich alle, welche in Chinesischen Bötten zwischen den Schiffen und der Stadt (Kanton) hin und her reisen, nothwendig angeben müssen, sind drey. Sie werden von den Europäern gemeiniglich Liaphäuser genannt.

Diese Liaphäuser sind auf Pfäle und einen steinernen Grund an den Strom und zum Theile noch über denselben gebauet, auch mit einer Brücke versehen, damit die Bötte sowohl bey Ebbe als Fluth hinan kommen können. Damit auch keiner sich mit

der



der Unwissenheit entschuldigen könne, so sind ihre Verordnungen an der Wand angeschlagen, außerdem aber steht neben dem Hause eine mit grossen Chinesischen Buchstaben bezeichnete Flagge. Die Schaluppen der Europäer gehen mit ihren Flaggen frey vorbei und bis an die Factoren, woselbst sie von den Zollbedienten empfangen werden.

Wenn man von einem Schiffe nach Kanton reiset, und seinen von dem Mandarin erhaltenen Liap oder Zettel aufweist; so setzet jedes der beyden ersten Zollhäuser einen länglicheunden rothen Stempel dar; auf, im letzten Zollhause aber wird der Zettel abgegeben. Wenn man von Kanton abgeht, so empfängt man vom Dollmetscher einen Liap, und ein Komprador geht bis zum nächsten Zolle mit, woselbst visitirt und der Liap gestempelt wird. Bey den übrigen Zollhäusern wird nachher eben wie bey der Hinreise verfahren.

Noch ein anderer Reisebeschreiber ^{women} merkt an, wie sie die Böte zu schäßen ^{Careel-} pflegen, welches er zu Su chow zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Es waren etwa



vierzig Böte zu durchsuchen, die, eins nach dem andern, unter die Gallerie fuhrren, und von dem Zollbote besichtigt wurden. Die Bedienten in diesem meldeten denen, welche sich oben befanden, des Schiffes Namen, und der Mandarin schätzte es nach seiner Größe, vermittelst des Mogenmasses, ohne weitere Untersuchung.

IV. Münzen, Gold, Gewichte und Masse.

le Comte Nur Silber und Kupfer wird in er und China als Geld zum Handel gebraucht. du gab

Dr. Gold ist daselbst eben das, was Edelfeine in Europa; man kauft es, wie andere Waren; und die Europäer, die hier handeln, gewinnen viel an dem Handel mit Golde, weil nach des le Comte Besichte, ein Pfund Gold nur zehnmal höher, als ein Pfund Silber, geschätzt wird, da es bey uns funfzehnmahl mehr gilt; so daß der Kaufmann gewöhnlich ein Drittheil gewinnet.

le Comte Ihr Silber ist nicht durchgängig von in gleicher Feinheit. Wie aber die Franzosen



zosen den höchsten Grad der Feinheit bey dem Golde auf vier und zwanzig Karat setzen: so theilen sie ihr Maß der Feinheit in hundert Theile ein, welches der Grad des feinsten Silbers ist. Man trifft aber Silber von neunzig zu hundert Theilen, auch zu achtzig Theilen an, welches aber vor das schlechteste gehalten, und nicht angenommen wird, wenn man nicht dem Gewichte so viel zusetzet, daß es auf dem Werth steigt, der im Handel gewöhnlich ist. Die Chinesen nehmen französisches Geld als Silber von der fünf und neunzigsten Art, die es aber wohl verstehen, schätzen es aufs höchste nur vor welches von der drey und neunzigsten Art: so daß in hundert Unzen Silber sieben Unzen Zusatz sind; oder welches eben so viel ist, hundert Unzen nur drey und neunzig Unzen fein Silber werth sind.

Die Chinesen sind sehr geschickt, die Feinheit des Silbers gleich aus dem Ansehen zu beurtheilen, und irren sich fast nie darin. Sie erfahren seine Güte auf dreyerley Art, nemlich durch die Farbe, durch verschiedne kleine Löcher, die vom Schmelztiegel



darin entstehen, und durch viele kleine Zirkel, die die Lust auf der Fläche des nach dem Schmelzen verkühlenden Metalls machen. Ist die Farbe weiß, sind die Löcher klein und tief, die Zirkel häufig, dicht beisammen, und sehr fein, besonders gegen des Stückes Mitte: so ist das Silber fein; hat aber desto mehr Zusatz, je mehr von diesen Merkmaalen abgeht.

zu hat. Ihr Silber wird nicht geprägt, ^{21.} wie in Europa, sondern in Eingüsse gegossen, und in so grosse und kleine Stücken, als erfordert werden, zertheilet, deren Werth auf das Gewicht ankommt. (Magellan sagt, sie wären in Form eines Botes, von verschiedener Grösse und Gewichte, von einer halben Krone oder Unze bis zu hundert Kronen). Diese Eingüsse sind das feinste Silber, und werden nur bey Auszahlung grosser Summen gebraucht. Die Schwierigkeit, kleine Summen damit auszugeben, besteht darin: sie müssen zuweilen das Stück ins Feuer legen, und mit einem Hammer dünn schlagen, damit sie desto leichter kleine Stückchen abschneiden können; daher bringen sie allezeit über

über dem Auszalen länger zu, als über den Handel. Sie gestehen, es würde bequemer seyn, wenn sie Münze von bestimmten Werthe und Gewichte hätten: alsdann aber würden die Provinzen voller Ripper und Wipper seyn, die man nicht zu fürchten hat, so lange das Silber zerschnitten wird. Weil bey so öfterm Zerschneiden der Verlust kleiner Stückchen schwerlich kann vermieden werden: so sind arme Leute sehr beschäftigt, den Urath, der aus den Läden auf die Strassen geworfen wird, zu waschen und zu schleimen, und das wenige, das sie finden, reicht zu, sie zu unterhalten.

Ihr Silber zu wägen, haben sie ^{in Com-} ordentlich in einem schönen japanisch ^{te und} gemalten Behältnisse eine kleine Wage, ^{zu Haus} die der Schnellwage nicht unähnlich ist. Sie besteht aus einer kleinen Schale, einem Wagebalken von Elfenbeine oder Ebenholze, und einem Gewichte das sich daran hinauf und hinunterschieben läßt. Der Balken ist auf dreyen Seiten in kleine Theilchen getheilt, und hängt an seidenen Schnüren, an einem Ende in drey verschiedenen

M 4

Punkten,



Punkten, damit sie desto leichter wägen können. Diese Art von einer Wage ist uns gemein richtig. Man kann jede Münze von funfzehn oder zwanzig Tael, bis zu einem Sol herunter, und noch weniger darauf so genau wiegen, daß ein Tausendtheilchen einer Krone die Schale merklich bewegt.

Kupfermünze ist die einzige Gattung, auf welcher Charactere stehen, und wird bey kleinern Auszahlungen gebraucht. Es sind kleine runde Stückchen, mit einem Loche in der Mitte; und sie geben sie entweder einzeln aus, oder schnüren sie hundert und tausendweise zusammen. Das Metall ist weder rein noch gehämmert. Zehn solche Stückchen machen einen Sou, oder vier Pfenninge; zehn Sou den zehnten Theil einer Chinesischen Unze Silber. Kiang, bey den Portugiesen Tael genannt, gleicht am Werthe ungefähr hundert Sous französischen Geldes, oder 1 Rthlr. 11 Sgl. in Solde. Diese kleinen Stückchen, die zu allen Zeiten die Chinesische Scheidemünze vertreten haben, sind von Liebhabern gesammelt worden.

Da Halde giebt einen Auszug aus ^{zu} einem Buche, daß die Münzen be-
trifft, und unter der Regierung der Song
(die sich im Jahre 960 anfing) geschrieben,
ihm aber, (wie zu vermuthen ist, übersetzt)
vom Dentrecolles, einem Missionarius
seiner Gesellschaft, gesandt worden ist. Fol-
gende besondere Umstände sind daraus an-
gemerkt.

Geld heißt Tshen. So sagen sie Tong
tshen, Kupfermünze; In tshen, Silber-
münze. So nennt man zu Kanton die
Plaster und französische Kronen. Die klei-
ne Kupfermünze von gutem Schrote und
Korne hat vier Zehntheile Bley. Daher
verliert das Kupfer Farbe und Klang, und
selbst die dicken Münzen können mit den
Fingern zerbrochen werden.

Unter der Regierung des Yu, der die
erste Dynastie gestiftet hat, und zuvor ist
erwähnt worden, waren goldene und sil-
berne Münzen sowohl, als kupferne, im
Gebrauche. Es erlaubten auch einige Kais-
er anderer Familien die fremden Münzen,
die aus diesem Metalle gemacht waren.
Ueber dieses machte man Geld aus Zinn,



Blei, Eisen, ja aus gebrannter Erde, auf welche Figuren und Züge geprägt wurden. Gewisse kleine Muscheln, die in China Paoen, und in Bengalen Kori heißen, haben auch vor klein Geld gedient, und verschiedene solche Stücken ein Stück Kupfersmünze gegolten; dieses währte aber nicht lange.

Die Gestalt der Münze ist unter verschiedenen Regierungen verschieden gewesen. Seit der vorigen Dynastie sind die Kupfersücken allezeit rund, mit einem viereckigen Loch in der Mitte, gemacht worden, das einen etwas erhabenen Rand hatte, um sie besser anzuschnüren. Zu den Zeiten der Familie Han, war die Münze eben so durchlocher. Im Anfange der ersten Dynastie ward, ausser der runden Münze, auch welche in Gestalt eines Messers gebraucht, die daher Tau hieß. Eine andere glich einem Schildkrötenrücken, und hieß deswegen Quey; und andere von einer seltsamen Figur wurden Pu genannt. Die runde Münze hatte ordentlich einen oder anderthalb Zoll im Durchmesser, und manche waren noch einmal so breit. Die Pu
und

und Tau waren fünf Zoll lang, und scheinen den japanischen Rupans ähnlich gewesen zu seyn, wurden aber, wegen ihres sehr unbequemen Gebrauchs, abgesetzt.

Unter dem Song hatten sie so kleine Stückchen, daß sie solche Gänseaugen hießen, die wegen ihrer Dünne auf dem Wasser schwammen, und in Gefahr waren, während des Gebrauchs zu zerbrechen. Man brauchte ihrer zehntausend, so viel Reis zu kaufen, davon ein Mann zehn Tage leben konnte. Weil man aber diese Münze im Handel nicht nehmen wollte, kam sie bald ab.

Unter der ersten Dynastie der Tang waren die Ufer des gelben Flusses eingefallen. Man fand bey dieser Gelegenheit dreystausend dreyhundert Stückchen Münze mit dreyn Füßen, aber unerkennlichem Gepräge. Vermuthlich waren sie unter den Kaisern der drey ersten Familien gangbar gewesen, die nicht weit von diesem grossen Flusse Hof gehalten haben.

Die Münze der Chinesen führt nicht, wie die unsrige, des Fürsten Bildniß. Sie halten es dem Kaiser vor unanständig, daß sein Bild durch die Hände der Kaufleute



leute und des schlechtesten Volks beständig gehen sollte. Ordentlich bestehen die Umschriften auf ihren Münzen aus den prächtigen Titeln, welche die regierenden Herren des nen verschiedenen Jahren ihrer Regierung geben; als: das Ewigglänzende; das vollkommen Friedliche, das Großmüthige.

Auf anderer Münze sieht man den Namen der herrschenden Familie, des Tribunals, das der Münze vorgesetzt ist, oder der Stadt, wo sie ist geschlagen worden. Einige zeigen den ihnen vom Kaiser gesetzten Werth, als Ywen loong, d. i. ein halber Tael. Einer andern Art Aufschrift ist: Nuey yu ching, d. i. das Geld geht herum, und kommt endlich wieder zum Kaiser. Die Aufschriften der alten Münzen, der Pu und Lau versteht igt niemand mehr.

Drey Arten alter Münzen bestehen aus einer Vermischung von Silber und Zinn, und sind überall mit Figuren eingegraben. Die erste Art ist rund, und wiegt acht Tael, zeigt einen Drachen mitten in den Wolken. Die zweite Art ist viereckig, wiegt sechs Tael, und hat ein springendes Pferd. Die dritte, vier Tael
am



am Gewichte, ist länglich und wie das Schild einer Schildkröte gestaltet. In jeder Abtheilung von ihr befindet sich das Wort: Wang oder König. Man schreibt solche dem Stifter des Geschlechtes Shang zu.

Es ist kaum möglich, den Werth der alten Münzen anzugeben. Denn ob das Gewicht gleich darauf angezeigt ist: so gelten doch manche vielmehr als ihr innerer Werth beträgt. Wenn sie selten geworden sind, z. B. wenn die Leute dieselben bei unruhigen Zeiten vergraben haben, oder wenn Feinde ins Land gefallen sind, und ganze Schiffsladungen weggeführt haben: so hat der Kaiser den Werth der kleinsten Kupfermünzen zehnmal höher, als er zuvor war, setzen müssen, und das hat bisweilen Unruhen erregt, weil die Kaufleute den Preis der Waren nach eben dem Masse steigerten. Das Kupfer war einst so selten, daß der Kaiser fast vierzehnhundert Tempel des Himmels zerstören, und alle kupferne Bilder einschmelzen ließ, Geld daraus zu schlagen. Zu anderer Zeit hat man den Leuten den Gebrauch der kupfernen Gefäße verboten, und



und befohlen, solche in die Münze zu bringen.

Im Anfange der Regierung des Hong zu, von dem die Familie Ming herkommt, war das Geld so selten geworden, daß sie die Mandarinen und Soldaten zum Theil in Silber, zum Theil mit Papiere bezahlten. Ein Blatt mit dem kaiserlichen Siegel bezeichnet galt tausend kleine Kupfersstückchen, oder ein Tael Silber. Aber die Streitigkeiten, Proceße, und andere üble Folgen, die täglich daraus entstanden, nöthigten den Kaiser, sie abzuschaffen. Das Volk, und auch einige Vornehme suchten diese Zettel izt sehr auf, um sie an den Hauptbalken ihres Hauses aufzuhängen; denn sie sind so einfältig und glauben, dieses schütze sie vor allem Unglücke. Diese Art Papiermünze war zuvor mit eben so schlechtem Erfolge unter der Dynastie der Yuen eingeführt worden. Sie war aus der Rinde des Ku chu, und nicht von Maulbeerbäumen, wie Marcus Polus behauptet, gemacht.

Es sind noch verschiedene alte Münzen übrig, von denen einige zu auswärtigen

Rän:



Ländern gehören, und daher von ihnen keine Nachricht zu erhalten ist. Das Gold ward allezeit in des Kaisers Namen geprägt; kein Prinz wagte sich dieses Recht an, auch zu der Zeit nicht, da sie so mächtig waren, den königlichen Titel zu führen. Vormalß münzte man an zwey und zwanzig Orten; aber izt geschieht solches nur bey Hofe, wo die Münze in einer Form gegossen wird.

Wenn man Silber ausmünzte, so wüßten sich allem Ansehen nach viel Münzverfälscher finden, da die kleinen Kupfermünzen so oft nachgemacht worden. Die Gesetze bestrafen solches am Leben: doch haben einige Kaiser nur befohlen, die Hand abzuhauen, andere dem Verbrecher aus dem Lande zu jagen. Die Betrüger mengen diese Münze unter die gute, ja sie schneiden Stücke Pappe in diese Gestalt, und schnüren sie unter die übrigen.

Der verstorbene Kaiser Kang hi, hatte eine Sammlung von allen Arten von Münzen, nach den Dynastien geordnet; unter denselben befindet sich eine große Menge, die zu den drey ersten Dynastien Hwa, Shong



Shong und Chew gehören, welche (vorausgesetzt, daß sie echt sind) einen Beweis in der Chinesischen Geschichte abgeben. Weil die Münzen der letztern Zeiten sowohl, als des entferntesten Alterthums, mangeln, so haben sie solche mit artig gemachter Pappmünze ersetzt, welche so verfertigt ist, wie die Nachrichten davon in allen Büchern lauten, und die Nachahmung ist so gut gerathen, daß es aussieht, als wären es wirkliche Münzen.

Um nun den Werth der alten und neuen Münzen besser zu verstehen, muß man wissen, daß die Chinesen ihr Pfund in sechs zehn Lyang oder Unzen, das Lyang in zehn Tshen, das Tshen in zehn Fwen, und das Fwen in zehn Li Silber eintheilen.

Die Chinesische Wage zeigt keine kleinere Theile an, und doch erstreckt sich eben diese Abtheilung nach zehnen, bey Gold oder Silber von einem ansehnlichen Gewichte, fast auf unmerkliche Theilchen. Deswegen ist es fast unmöglich, davon in einer andern Sprache die Begriffe gehörig auszudrücken. Sie theilen das Li in zehn Wha, das Wha in zehn Se, das Se in zehn Tu, das Tu in

in zehn Chin, das Chin, welches ein Staubkorn bedeutet, in zehn Pa, das Pa in zehn Myan, das Myan in zehn Mo, das Mo in zehn Tshun, und das Tshun in zehn Sun.

Maße wurden schon zu des dritten des Kaisers Whang hi Zeiten erfunden. Man nahm ein Hirsekorn zum Grunde der Ausmessung einer Linie, rechnete zehn Linien auf einen Zoll, zehn Zoll auf einem Fuß u. s. w. Da aber diese Körner länglich rund sind; so sind unter den verschiedenen Dynastien verschiedene Maße aus ihnen entstanden, nachdem man sie verschiedentlich an einander gelegt hat.

Unter der igtigen Dynastie giebt es drey Art von Mäßen. 1) Der Fuß des Pallas, den Kanghi bestimmt hat, welcher sich zum Pariser Fusse, wie sieben und neunzig und ein halbes zu hundert verhält; dieser Fuß wird igt im mathematischen Tribunale gebraucht. 2) Der Fuß des Tribunals der öffentlichen Gebäude, Kong pu genannt, dessen sich die Bauleute bedienen; er ist eine Linie kürzer, als der Pariser Fuß. 3) Der Schneidersuß, dessen sich auch die



Krämer bedienen, ist sieben Linien größer, als der Kong pu.

Das erste Maß gebrauchten die Missionarien ordentlich beim Ausmessen des Reichs und es ist von dem andern Chinesischen Fußse und selbst von dem, der vormals im mathematischen Tribunale gebräuchlich war unterschieden. (Le Comte setzt den Unterschied zwischen diesem und dem Pariser Fuß wie neun und neunzig zu hundert). Vermittelt dieses Fußes fand der Jesuit Thos, was die Größe eines Grades zweihundert Lis oder Chinesische Bucharte, deren jedes aus hundert und achtzig Chinesischen Faden, einen zu zehn Fuß gerechnet, besteht. Da nun der zwanzigste Theil eines Grades nach der Beobachtung der Pariser Akademie zwentausend achthundert drey und fünfzig Toisen, jede zu sechs Fuß des Chatelet gerechnet, enthält: so trägt dieses gleich tausend achthundert Chinesische Ruthen, oder zehn Lis aus, daß also ein Grad von zwanzig französischen grossen oder Seemeilen, zweihundert Lis hält.

Folgendes aus einem schon oft geschild. genannten neuern Schriftsteller hieher noch

noch anzuführen, halte ich nicht vor überflüssig. Das Gewicht entscheidet in China alles, was empfangen und ausgegeben wird. Indessen hat das Spanische Geld seinen gewissen Preis, und ein Piaster gilt 7 Mes und 4 Kanderin; auf St. Helena wird er vor 5 Schillinge gerechnet. Der Chinese setzt seinen Stempel auf die Piasters, um sich desto leichter vordem falschen, welche bisweilen von Zinn oder Kupfer nachgemacht und versilbert werden, zu hüten. In Ermangelung der Scheidemünze trägt der Chinese, nebst dem Gewichte, auch eine Schere bey sich, mit welcher er das Silbergeld zerschneidet und bey dem Kauf der Waren die abgewogenen Silberstückchen entweder giebt, oder auch dergleichen bekommt. Diese Schere, welche sehr dick ist, nennen sie Kiappchin. Wenn der Chinese das Silber zerschneiden will, so faßt er es zwischen die Scherensblätter, und schlägt damit so lange gegen einen Stein, bis die Stücke abfallen.

Das, welches die Chinesen Lai nennen, ist die einzige gangbare Münze, welche in China geschlagen wird, und sowol an Grö-



se als Werth den Schwedischen 2 Oeren Silbermünze fast gleichkommt. Diese Münze ist von Messing, rund, hat in der Mitte ein vierkantig Loch und einen glatten Rand, ist aber an den Seiten mit Chinesischen Buchstaben gezeichnet.

Datchin heist ihr größeres Gewicht, mit welchem sie nach Pekul und Kattjen wiegen.

Kap-kang ein kleineres, womit sie kleine Sachen wiegen.

Ein Pekul oder Tdaam, wie es die Chinesen nennen, hält 100 Kattje oder 139 Pf. 21 $\frac{1}{2}$ Loth $\frac{1}{2}$ Als Viennaisengewicht, wird aber durchgängig vor 142 $\frac{1}{2}$ Schwedische Krasmerspunde gerechnet.

Ein Kattje oder Chinesisch Mann, welches 1 Pf. 12 $\frac{1}{2}$ Loth $\frac{1}{2}$ Als ist, hält 16 Ld.

Ein Tel, welches die Chineser Lea nennen, hält 10 Kas, ohngefähr 1 Rthlr.

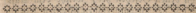
11 Sgl. in Golde.

Ein Mes, auf Chinesisch Heen, hält 10 Kandarin. Ein Kandarin oder Fann der Chinesen hält 10 Kas.

Ein Kas oder Kasch ist die kleinste Münze, welche hier zu Lande überall gebräuch-



sich ist, und, wie schon bemerkt ist, unges-
gefährte 2 Der Silbermünze beträgt; wies-
wohl Du halbe verschiedener kleinern ge-
denkt, welche vielleicht an gewissen andern
Orten, oder bey gewissen Vorfällen, vorkom-
men mögen.



Viertes Kapitel.

Klasse der Handwerker und Künstler.

Man könnte von dieser Art Leute ^{man}
sehr viel sagen. China hat ei-
nen Ueberfluß an allerley Arbeitern, was
man sich nur vor welche vorstellen kann,
und in erstaunlicher Menge. Die artigen
Sachen, welche sie versertigen und in
Kramläden feil haben, sehen alle Europäer
in Erstaunen. Würden vier grosse Galeo-
nen nach Kanking, Su chow fu, Hang chow
fu, oder dergleichen Stadt gesandt: so könn-
ten sie mit tausenderley artigen Arbeiten
beladen werden. Der Hausrath zu einem
ganzen Pallaste kann in erwähnten Städte



ten fertig gekauft werden, und um billigen Preis.

16. Com. Die Chinesen sind grosse Künstler, *17.* ob sie wohl die Künste noch nicht zu der Vollkommenheit gebracht haben, wie die Europäer. Vermuthlich rühret solches von denen Gesetzen her, welche dem Aufwande der Privatpersonen Grenzen setzen; denn die Arbeitsleute sind ausserordentlich fleissig, und wenn sie nicht so erfindungsreich sind, als die Europäer: so verstehen sie alle Vorschriften derselben sehr leicht, und machen die Vorbilder so ziemlich nach, welches aus den Spiegeln, Uhren, Pistolen, Bomben und andern Arbeiten erhellet, die an verschiedenen Orten des Reichs gemacht werden. Aber seit undenklichen Jahren haben sie Schießpulver, Druckerey und den Gebrauch des Compasses gehabt, welche Künste in Europa neu sind, und wir vielleicht ihnen zu danken haben.

18. Com. Sie malen Blumen, Vögel und *19. Com.* Bäume sehr zierlich, aber die Schattirung fehlet ihnen, und Menschengestalten machen sie sehr schlecht, verwundern sich auch über unsere Malereyen sehr, wenn sol-
che

che auch gleich ganz gemein sind. Doch sind einige, die zu Manila und Mofang gelernet haben, grosse Künstler geworden. Die Dratarbeit, welche die Chinesen von den Indianern gelernet, und zu Manila gemacht haben, hat die Europäer zum Erstaunen gebracht. In Kanton machen sie ganz gute Brillen, Ferngläser und Brenngläser, den unsrigen so ähnlich, daß es schwer fällt, sie zu unterscheiden. Sie schleifen solche auf fleingestossenen Kieseln, weil sie keinen klaren Sand haben.

Ihre mechanischen Werkzeuge sind den unsrigen ähnlich, ausgenommen etwa hier und da eins. Die Schneider binden statt des Fingerhuts einen Lappen um den Daumen; meistens stehen sie stehend, und lehnen sich nur an eine Tafel, auf der ihre Arbeit liegt.

In jeder Stadt giebt es Handwerker von allen Arten. Leute von einem ^{Handl.} Gewerbe, setzt ein anderer Schriftsteller hinzu, wohnen mehrentheils in einer Gasse bey einander. Die Factorengasse ist mit Kaufläden, Tischlern, Lackierern und Perlemutterarbeitern versehen. Die Porcellains



ist wegen ihrer schönen Porcellaingewölbe bekannt. In den übrigen Strassen ist eine Menge von Drogisten oder Apothekern, Blumenmachern, Färbern, Parasollmachern, Buchbindern, Schustern, Spiegelmachern, Schmieden, Schneidern, Samsfabrennern, Steinhauern, und einige Goldschmiede anzutreffen.

Einige arbeiten in ihren Läden, andere gehen auf die Strassen aus, sich zu vermiethen. Der grösste Theil aber wird in Privatsfamilien gebraucht. Wenn man z. B. sich kleiden lassen will: so kommt der Schneider früh Morgens ins Haus, und geht Abends wieder nach seiner Wohnung. So machen es alle andere Handwerker, die alle ihr Werkzeug mitbringen; selbst der Schmidt hat seinen Amboss und seine Schmiedeeisen bey sich, um Sachen von gemeinem Gebrauche zu verfertigen.

Die Barbierer tragen auf ihren Schultern einen Stuhl, ihr Becken, ihre Gefässe und Feuer mit Barbiertüchern herum. Durch eine kleine Klocke zeigen sie ihre Gegenwart an; und wenn man sie verlangt, so versetzen sie auf der Stelle, es mag auf der

Strasse,



Straße, mitten auf einem Plage, an einer Hausthüre u. s. w. seyn, sehr geschickt, was man von ihnen fordert. Sie barbieren, bringen die Augenbraunen in Ordnung, reispigen die Ohren mit dazu dienlichen Werkzeugen, strecken die Arme aus, und reiben die Schultern; das alles vor sechs Pfennige, wovon sie noch sehr danken, und alsdann die Klocke von neuem nach andern Kunden erschallen lassen.

An Barbieren, sagt ein anderer Schriftsteller, ist kein Mangel. Ihr ^{chines.} Messer sind klein und etwas gebogen. Sie sind in ihrer Kunst sehr fertig. (Die Haare und Bärte werden zum Dünge auf die Flecker gesammelt und angewandt).

Das Kamassiren, sagt eben dieser Schriftsteller, ist bey den Chinesen zur Bewegung des Bluts, anstatt des Aderlassens, allgemein im Gebrauche. Die Kamassiren reiben und schlagen mit ihren geballten Fäusten den ganzen Körper, und arbeiten an den Armen und andern Gliedern so fleissig, daß man das Knacken davon ziemlich weit hören kann. Dieses Handwerk wird von Jünglingen getrieben, welche eine Kette



mit verschiedenen Instrumenten auf der Achsel tragen; unter diesen Instrumenten ist auch eine Zange, mit welcher sie ein Geräusch machen, das dem Klange einer Paukeltrommel gleicht, und durch welches sie ihre Gegenwart zu erkennen geben. Sie beschneiden und reinigen die Nägel mittelst eines Eisens, das einem schmalen Hobeisen gleichet, und beschneiden die Haare in der Nase und an den Augenbraunen; alles vor eine so geringe Erkenntlichkeit, daß auch die allerärmsten sich ihrer Hülfe bedienen können.

Mass. Die Schuster gehen eben so herum.
en. Sie bessern Schuhe aus, und befehlen sie um drey Pence so, daß selbige solchen, die nicht allzuviel gehen, wohl ein oder zwey Jahre halten. Aber der Verfasser weiß nicht, auf was vor Art, oder womit sie das Leder so gut zurichten.

en. Dagegen berichtet ein Anderer solgendes: die Schuster haben Europaische Schuh und Pantoffeln verfertigen gelernt, und verkaufen 4 Paar vor ein Stück von Achten oder vor einem SpeciesThaler. Sie sind aber auch nicht viel mehr werth, weil

weil sie mit Baumwollzwirne genähet sind, daher die Näthe aufspringen und die Sohlen und Absätze los gehen, sobald sie naß werden. Sie sind ganz und gar von Schweinsleder gemacht und oft an beiden Seiten rauch; das Har wird mit einem glühenden Eisen abgebrant.

Die Schneider bieten ihre Dienste an, sobald nur die Europäer hier ankommen, da fast ein jeder Unterkleider von seidenen Satin, Pa de Soie oder Taft gebraucht, wozu gemeiniglich die schwarze Farbe gewäslet wird. Ihre Scheren sind klein, im übrigen aber den unsern obßig gleich. Ihre Nadeln haben runde Löcher, 100 derselben kosten 1 Mes. Stecknadeln werden hier nicht gemacht. Statt des Bügeleisens bedienen sie sich einer kleinen Castrol von Messing oder Kupfer ohne Füße, in welche sie glühende Holzkohlen legen, und die Näthe, oder was sonst gebügelt werden muß, damit reiben. Ihre seidenen Knöpfe und Knopflöcher sind stark und gut gemacht. Die Elle, deren sie sich bedienen, ist oft länger, als sie seyn sollte, und die Kramelle ist oft zu kurz.

Die



Die Hutmacher flechten alle ihre Hüte sowohl vor Manns als Frauenspersonen von Bambus. Anderer Hüte bedienen sich die Chinesen niemals. Sie machen die Hüte anfänglich wie eine runde Matte, und klopfen dieselben nachher zu der erforderlichen Größe aus. Die Hüte vor das Frauenzimmer werden höher, als vor die Mannspersonen gemacht.

Die Steinhauer bewohnen eine ganze Nebenstraße und vielleicht mehrere Gegenden. Sie hauen Grab und Mühlsteine, die ersteren von rothem und die letzteren von grauem Sandsteine.

Die Müller wohnen in grosser Anzahl an einem abgelegenen Orte der Stadt, und verfertigen Reisgrüge. Man mahlet zuerst die Hülzen auf einer Holzmühle herunter, nachher stampfet man die Abreier in einem steinernen Mörser mit einem Klöppel fein; dieser ist mittelst eines eisernen Nagels an einem hölzernen Hebel befestiget, dessen einen Arm jemand nieder tritt, und sodann den Klöppel durch seine eigene Schwere auf den Reis in den steinernen

Wärfel fallen läßt, womit fortgefahren wird, bis die Grube fertig ist. 307. 311.

An Uhrmachern ist hier Mangel. Die Chinesen kaufen von den Engländern sowohl größere, als kleinere Uhren. Man findet auch in ihren Kaufmannshäusern englische Uhren feil, und zwar öfters vor billige Preise, meistens aber von der schlechtesten Art. 312. 313.

Die Spiegelmacher machen kleine elende Spiegel. Man erzählte dem Verfasser, daß in Kanton eine Glashütte seyn sollte, welche er jedoch nie Gelegenheit gehabt hat zu sehen. Es hieß, daß die Einfuhr des Glases von Europa verbothen sey. Indessen bringen die Europäer doch öfters Glas mit, auf welches sie hier Rosen und andere Blumen mahlen lassen, in welcher Art Mahlereyen die Chinesen ziemlich glücklich sind: 314.

Die Bildhauerkunst, sagt Sonnerat, ist ihnen beinahe ganz unbekannt. Sie haben keine Statuen, weder aus Marmor noch Stein. Alles, was man von dieser Art sieht, sind einige große Figuren, welche in den Pagoden stehen, aus Holz oder gemaltem Kartenpapier, in Riesengröße und ohne



ohne alle Proportion. Die ganze Figur ist mit zwei Stücken Holz zusammengefügt, welche von Kopf bis zu den Füßen reichen, und sie auf dem Gesimse im Gleichgewicht erhalten. Man kennt ihre Fragenfiguren, die izt in ganz Europa verbreitet sind. Sie legen sich zwar auf Porträtschnitzerei; aber es ist blosser Zufall, wenn sie etwas Ähnlichkeit herausbringen. Der Künstler bildet erst einen Kopf nach seiner Vorstellung, und indessen bearbeitet ein Lehrling den Körper. Darauf sucht jener die Züge des Kopfes dem Originale gleich zu modeln; und wenn endlich dieser vollendet ist, so sezet man ihn mit einem Stücke Holz, das durch beide durchgeht, auf den Leib, worauf ein anderer verschiedene Lagen von feinem Papier darüber legt, und es an einen dritten giebt, der es mit Roth und Weiß bemalt.

Peruquen, Handschuhe, Brod und ^{Öl} Caffee, können die Chinesen entbehren, daher man auch hier keine solche Dörter antrifft, in welchen dergleichen bereitet wird. Den Tabak spinnen sie nicht, sondern sie rauchen die Blätter so wie sie von Natur sind.



Sonnenschirme werden hier von schwarzem Wachspapier und Bambusholze in Menge gemacht, und das Stück vor sechs gute Groschen und drüber verkauft.

Unter allen Manufacturen, welche von den die Chinesen verfertigen, sind die vornehmsten, überfirniste Sachen, seidene Waaren, und Porcellän. Sie überfirnissen Tische, Stühle, Kabinette, Bettstellen, und fast alle Arten hölzernes Hausgeräthe, wie auch Kupfer, Zinn u. s. w. Dieses giebt ihnen einen schönen Glanz, und ein prächtiges Ansehen, besonders, wenn sie mit goldenen oder silbernen Figuren gemalt werden. Doch sind die Firnißwerke, welche man zu Kanton verfertigt, weder so schön, noch so brauchbar, als die, welche aus Japan, Tongking und Nanjing, der Hauptstadt von Kiang nan kommen, weil sie zu eilfertig, und nur, damit sie den Europäern ins Auge fallen sollen, gemacht werden. Ein Stück gut zu überfirnissen, erfordert wenigstens einen ganzen Sommer. Die Chinesen haben aber selten dergleichen fertig; denn ordentlich erwarten sie erstlich die Ankunft der Schiffe, ehe sie an-



anfangen, um es nach der Europäer Vorschrift zu machen.

Der Firniß ist keine Composition, auch kein so großes Geheimniß, als einige sich eingebildet haben. Du Halde sagt, daß man den Firniß von einem Harze mache, welches von einem Baume, der in Setchuen und Kiangsi wächst, genommen wird; der theuerste Firniß soll aus der Gegend Kantscheou kommen, welches eine der südlichsten Städte in Kiangsi ist. Man fängt das Sammeln des Firnisses an, wenn der Baum 7 Jahr alt ist. Das Sammeln selbst geschieht in den Sommernächten, zu welchem Ende man in die Bäume Einschnitte macht, davon der unterste 7 Zoll über der Erde, und die andern in einer Entfernung von 7 Zoll von einander längst den ganzen Stamm hinauf gemacht sind. Unter die Einschnitte setzet man Musterschalen, aus welchen man des Morgens den Firniß nimt.

Er wird auf folgende Art aufgetragen:
 1) unmittelbar aufs Holz. Nachdem sie solches wohl polirt haben, überstreichen sie es zwey oder drey mal mit einer Art von
 Oele,



Öle, Töng gew, und tragen den Firniß, wenn es trocken ist, eben so oft darüber. Es ist so durchsichtig, daß man die Jahre vom Holze durchschimmern sieht, daher sie den Firniß sehr oft auftragen, wenn man die Materialien nicht erkennen soll, und alsdann wird es so glänzend als ein Spiegel. Wenn alles trocken ist, so mahlen sie Blumen, Menschen, Vögel, Bäume, Berge, Palläste u. s. w. mit Gold und Silber darauf, und legen darüber noch einmal, aber nur schwach, Firniß, sowohl daß es sich besser hält, als damit es einen Glanz bekommt. 2) Wird er auf eine Art von Kalk oder Pappe aufgetragen, die aus Papier, Glachs, Kalk und einigen andern Dingen zusammen gesetzt ist. Wenn solches wohl geschlagen, und auf das Holz geleimt wird: so macht es einen sehr festen und glatten Grund. Darüber tragen sie das vorerwähnte Öl zwey bis drey mal, und alsdann verschiedene Lagen von Firnisse darüber, so daß allemal eine nach der andern trocknet. Jeder Arbeiter hat hiers in seine besondern Handgriffe.



sonst. Der aufgestrichene Firniß, merkt ein anderer Schriftsteller an, muß unter Dach, und durchaus nicht an der freien Luft trocknen. Ebenfalls sagt er, daß der schwarzbraune dicke Firniß, (Kilang) welchen man mit einem breiten, steifen Pinsel auf Kisten, Schränke und andere dergleichen Sachen streicht, den Augen nachtheilig sey.

Wenn man heisse Feuchtigkeiten auf diese japanische Arbeit gießt, so wird der Firniß oft verdorben und gelb. Man soll ihn (nach dem Rathe eines Chinesischen Schriftstellers) einer ganzen Nacht dem Froste aussetzen: so wird er seine glänzende Weise wieder bekommen. Noch besser ist es, wenn man ihn einige Zeit in die Sonne leget.

Die besten Schriftsteller kommen darin überein, daß die Seide und die Seidenwürmer aus China ursprünglich her sind. Von daher haben sie die Indianer, von diesen die Perser, von den letztern die Griechen und Römer erhalten; bey welchen die Seide, wie sie um das Jahr 500 erslich eingeführt wurde, ihr Gewicht am

Golde



Golde zum Werthe hatte. Die ältesten Chinesischen Schriftsteller versichern alle, vor des Schang ti Regierung, da das Land nur kurz vorher wohnbar gemacht war, hätten sich die Leute in Thierhäute gekleidet, und wie bey ihrer Vermehrung solches nicht zugereicht hätte, wäre die Seide von einer Gemahlin des Kaisers erfunden worden. Es ist gleichwohl schwer, sehr alte Nachrichten von Seidenwärmern anzutreffen.

Verschiedene Kaiserinnen in den folgenden Zeiten haben sich mit ihrer Erziehung und mit Zubereitung der Seide beschäftigt. Es ward einer von den Gärten am Pallaste zu Maulbeerbäumen bestimmt. Die Kaiserin ging in Begleitung der Königinnen und der vornehmsten Hofdamen feyerlich dahin, und sammelte die Blätter von drey Aesten, welche ihre Kammerdienerinnen niederbeugten. Die feinsten Stücke Seide, die von ihr selbst oder auf ihren Befehl versertiget wurden, waren zu der Ceremonie des grossen Opfers, das man dem Schang ti brachte, bestimmt. Es scheint es, daß die Kaiserinnen zu den



Seidenmanufacturen aufgemuntert haben, wie die Kaiser zum Ackerbaue. Aber seit einiger Zeit her haben sich die erstern nicht viel mehr um die Seide bekümmert.

in Com-
te und
von Galt
br. Die Güte der Seide wird aus ihr-
rer Weiße, Feinheit und Gelindig-
keit beurtheilt. Es ist ein übel's Zei-
chen, wenn sie rauch anzufühlen ist. Oft
wird sie mit Reiskwasser, welches mit Kalk
vermischt ist, zugerichtet, um ihr einen
Glanz zu geben; aber das verbrennet sie
so, daß sie alsdann in Europa das Haspeln
nicht aushält, obwohl nichts sich besser
haspeln oder winden läßt, als gute Seide,
die ein Chinesischer Arbeitermann über eine
Stunde zusammenwinden wird, ohne eis-
nen Faden zu zerreißen. Die Seidenwins-
den sind von den Europäischen sehr unters-
chieden und viel bequemer. Zwey oder
drey schlechte Haspeln von Bambu, und ein
gezähntes Rad, sind genug. Man kanns
nicht ohne Verwunderung ansehen, mit
welchen einfachen Werkzeugen sie die feins-
ten Stoffe arbeiten.

Die Seide von Che tchang ist unvergleich-
lich, feiner und besser, als in andern Pros-
vinzen.



vinzen. Man macht aus dieser Seide die schönsten Stoffe in der Provinz Kiang nan, wo sich die größte Zahl guter Arbeiter befindet. Der Kaiser wird daher mit Seide zu seinem eigenen Gebrauche, und zu Geschenken für seine Großen versorgt. Die Seide zu Kanton kommt von Tong king, und ist nicht so gut. Gleichwohl sagt le Comte, sie würde von Fremden höher geschätzt und habe den besten Abgang. Der große Handel an diesem Orte zieht eine Menge der besten Arbeiter dahin, welche daselbst so gute seidene Zeuge machen würden, als in Europa, wofern sie solche loß zu werden wüßten; aber sie halten sich meist zu den schlechtesten Arten, weil die Chinesen das Nützliche dem Angenehmen vorziehen.

Zu ihrem goldenen Gewebe ziehen sie das Gold nicht in Drath, um es mit dem Faden zusammen zu weben, sondern sie schneiden ein langes Stück vergoldetes Papier in schmale Streifen, welche sie sehr künstlich um die Seide rollen. Diese Stoffe sehen, so lange sie neu sind, sehr schön aus: aber da die Lust sie bald ver-
D 3

derbt,



derbt, so sind sie zu Kleidern unbrauchbar. Nur die Mandarinen und ihre Frauen tragen solche, und nur selten.

Die Seidenzeuge, welche von den Chinesen am meisten gebraucht werden, sind glatte und geblünte Gaze im Sommer, Damaste von allerley Arten und Farben, streifige Satine, schwarze Raufing Satine, grobe Tassende oder kleine Rore, die sehr brauchbar sind. Ueberdies noch verschiedene andere Arten, manche wie geblünte Halbseide von Har und Seide durch einander gewebt, manche mit offenen Blumen, wie Gaze, andere streifig mit Figuren von sehr gutem Geschmacke, oder mit Rosen u. d. g. eingefast, Crepe, Brocade, Plisch, und verschiedene Arten von Sammt. Die Carmesinfarbe ist am kostbarsten, aber oft nachgemacht. Einige Tropfen mit Kalk vermengten Limoniensaftes hier und da darauf gesprengt, entdecken den Betrug.

Kurz, die Chinesen machen unzählig viel seidene Zeuge, vor welche die Europäer keine Namen haben. Zweyerley Arten tragen sie am meisten. 1) Eine Art Satin, Namens Twan tse, die stärker, und nicht so



so glänzend ist, als der Europäische. Manche sind glatt, andere mit Blumen, Bäumen, Vögeln, Schmetterlingen u. s. w. gezieret. 2) Einen besondern Tassend, Chew tse oder Sufa, genannt, den sie zu Beinkleidern und Futter brauchen. Er ist dicht, und doch so biegsam, daß er keine Runzeln bekommt, ob man ihn gleich mit der Hand zusammen drückt und faltet. Er läßt sich auch ohne starken Verlust seines Glanzes, wie leinen Zeug, waschen. Den Glanz aber geben sie ihm mit einer Fettigkeit des Flußmeerschweins oder Porpus, bey den Chinesen Kiang chow, oder das Schwein des Flusses Yang tse khang, wo es gefunden wird, genannt. Sie reinigen solches Fett durch Kochen und Waschen; alsdann breiten sie es mit einem zarten Pinsel über den Tassend von einem Ende bis zum andern, immer nach einem Striche, auf der Seite, der sie einen Glanz geben wollen. Die Arbeiter brennen solches in ihren Lampen statt des Oels, und der Geruch vertreibt die Fliegen, die sonst die Seide verderben würden.



11. *com.* Die Comte bemerkt, sie bedienten
 12. sich noch einer andern Art Stoff im
 Sommer, den sie Che hießen. Er wäre
 nicht so dicht, noch so glänzend, als franz-
 zösischer Taffend, aber er enthielte mehr
 Seide. Obwohl verschiedene Leute ihn
 glatt und eben haben wollen: so tra-
 gen ihn doch die meisten mit grossen Blu-
 men bestreut, die durchgestochen und wie
 englische Spitzen ausgeschnitten sind. Die
 Seide wird dadurch oft so durchlöcher-
 t, daß man den Zeug selbst kaum erkennen
 kann. Dergleichen Kleider sind sehr be-
 quem und artig, daher Vornehme solche tra-
 gen. Ueberdies kostet ein ganzes Stück zu
 einer langen Weste und Oberrock nicht über
 zwei Guineen.

13. *com.* Die Provinz Shantung liefert ei-
 14. ne besondere Art Seide auf allen
 Bäumen und Feldern in Menge. Der
 Stoff, Kienchen, wird daraus gemacht.
 Eine kleine Art wilder Würmer bringt dies-
 se Seide hervor, die den Raupen sehr ähn-
 lich sind; sie machen keine Hälsen, sondern
 lange Fäden, die an Bäumchen und Ge-
 sträuchen hängen. Diese geben eine grö-
 ßere

bere aber dauerhaftere Seide, als der ordentlichen Seidenwürmer ihre. Die Würmer fressen auch andere Blätter, als von Maulbeerbäumen. Wer diese Seide nicht kennet, der sollte sie vor Ruffetstoss oder groben Dragnet halten.

Zweyerley Würmer spinnen diese Seide; die eine Art heist Tsuen kuen, welche grösser und schwärzer ist, als die unsrigen; die kleinere aber wird Tsau kuen genannt. Der erstern ihre Fäden sind bräunlich grau, der letztern ihre schwärzer; und die Seide zeigt beide Farben untermengt: so daß eben das Stück, dem Ansehen nach, oft in graue, gelbe und weisse Streifen getheilt ist. Dieser Zeug ist sehr dick, bricht nicht, hält lange, und läßt sich wie leinen Zeug waschen; wenn er gut ist, so besommt er nicht einmal vom Oele Flecken. Er wird bey den Chinesen stark gebraucht, und ist manchmal so theuer, als Satin, oder ihre besten seidnen Zeuge. Aus dem Abgange der Che khang Seide machen sie ein falsches Kuen Gew, wodurch man leicht betrogen werden kann.



Zu Kanton ist vor wenig Jahren eine Seidenmanufaktur angelegt worden, wo man Bänder, Strümpfe und Knöpfe macht; sie hat guten Fortgang gehabt. Die Strümpfe werden das Paar um einen Thaler und 11 Bgl. verkauft, und das Duzend der größten Knöpfe nur um vier gute Groschen.

^{12. Com.} Ob die Chinesen gleich meistens ^{10.} Seide tragen, so fehlt es ihnen doch nicht ganz an Wollen und Leinenmanufakturen. Die Wolle ist sehr gemein und wohlfeil, besonders in den Provinzen Schan si, Schen si und Se chwen, wo sie häufige Schafe haben; doch machen die Chinesen kein Tuch. Dasjenige, womit die Engländer sie versorgen, halten sie sehr hoch; sie kaufen aber wenig davon, weil es viel theurer ist, als die feinste Seide. Die Mandarinen lassen sich im Winter Studierstudenröcke aus einer Art groben Ruffel machen, weil es ihnen an besserem Zeuge fehlt. Dragete, Scharschien und Etamine giebt es schwerlich anderswo besser als bey ihnen. Sie werden ordentlich getragen. Da die Bonzen sich

der:



derselben bedienen: so werden sie von ihren Frauen insgemein versertigt, und es wird damit ein grosser Pandel durch das ganze Reich getrieben.

Kattun ist sehr gemein. Sie bedienen sich auch im Sommer des Nesseltuches zu langen Westen. Der Zeug aber, der am höchsten geschätzt wird, und sonst nirgends zu haben ist, heisst Ko pu, weil er aus der Pflanze Ko, die man in der Provinz Fo Iyen, findet, gemacht wird. Dieses ist eine Art eines fortstreichenden Gesträuches, das sich über das Feld ausbreitet, und viel grössere Blätter, als Epheu hat, die rund und glatt, inwendig grün, und aussen wollich sind; einige Stengel sind fingerdick, sehr biegsam und wollich, wie die Blätter. Wenn sie zu trocknen anfangen: so lassen die Chinesen sie in Wasser faulen, wie sie mit dem Hanse und Flachse auch thun. Die erste Haut wird abgezogen und weggeworfen; die zweyte, welche viel feiner und zarter ist, wird mit den Händen in zarte Fäden zertheilt, und gewebt, ohne daß sie solche klossen oder spinnen. Diese Leinwand ist durchsichtig und sehr fein, aber

so



so kühl und leicht, als ob man nichts auf dem Leibe hätte.

Das Porzellan macht den dritten Hauptpunkt in ihren Künsten aus. Einige Umstände davon sind schon erwähnt worden; damit aber der Leser sowohl davon, als von den Seidenmanufacturen, vollkommnere Begriffe erlange: so soll etwas ausführlicher davon gehandelt werden. Diese Auszüge sind aus zwei Schriften. Dem trecolles, ein Jesuit, hat sie aus China an Du Halde geschickt; den ersten, die Spide und die Seidenwürmer angehend, hat er selbst aus einem Chinesischen Buche verfertigt; den zweiten Aufsatz aber vom Porzellane vorzüglich aus seinen eigenen Untersuchungen entworfen.

I. Wie die Seidenwürmer gezogen werden, und wie die Seide erhalten wird.

an gall. Nach dem Berichte eines Chinesen, de. der unter der Regierung der Familie Ming, die sich im Jahr 1368 anfang, von den Seidenwürmern geschrieben hat, giebt es zwei Arten von Maulbeerbäumen; die eine,



eine, Namens Sang oder Liffang, wird nur wegen der Blätter gehalten; die andere, Namens Ehe oder Pefang, wächst in den Wäldern, ist klein und wild, mittelmäßig, rauhen, rundlich, spitzig zugehenden, und rings am Rande herum ausgezackten Blättern, versehen. Die Frucht ist dem Pfeffer ähnlich, die Aeste sind dornig und buschig beysammen. Manche Seidenwürmer werden auf diese Bäume gelegt, ihre Gespinste zu machen, so bald sie in dem Hause ausgefressen sind, und wachsen das selbst größer, als die man im Hause behält. Ihre Seide ist zwar nicht so gut, aber doch noch vom Werthe, wie man aus dem urtheilen kann, was zuvor von der Khen-Gew gesagt worden ist.

Man muß Wege in diesen Maulbeerwäldern aushauen, damit die Besitzer sie aussäen, und die Vögel versagen können. Die Blätter, welche die Würmer im Frühjahr nicht berührt haben, müssen im Sommer abgenommen werden; sonst werden diejenigen, die den folgenden Sommer hervorkommen, durch den Umlauf des Saftes, durch diese alten Blätter verderbt. Diese
Bäume,



Bäume, welche man wie die wahren Maulbeerbäume wartet, müssen dünne gepflanzt, und der Grund mit Hirse besäet werden, um das zu starke Wachsen der kleinen Blätter zu verhindern. Sollte man solche Würmer in Europa entdecken: so müßte man sie sammeln, ehe sie sich in Volkendiebe verwandelten, damit ihre Eier nicht verloren gehen; und wenn die Raupen das Jahr darauf ausgekrochen sind: so muß man sie auf eben die Bäume wieder setzen. Die Würmer, welche die Seide zum Knechtchen spinnen, fressen junge Eichenblätter, und die Hauswürmer würden vielleicht eben das thun.

Von den wahren Maulbeerbäumen sind diejenigen ungesund, die ihre Frucht vor den Blättern hervortreiben; die jungen Pflanzen mit aufgerissener Rinde sind auch nicht brauchbar: die aber, welche eine weiße Rinde, wenig Knoten und grosse Knospen haben, bringen grosse und nahrhafte Blätter. Die besten Bäume sind die, welche die wenigsten Früchte tragen, weil solche den Saft zu sehr zertheilen. Sät man Maulbeersamen, der in Wasser geweicht ist,



ist, in welches man vorher Mist von Hühnern gethan hat, die mit frisch vom Baume genommenen oder von der Sonne getrockneten Maulbeeren sind gefüttert worden: so tragen die Bäume, die aus solchem Samen wachsen, keine Früchte.

Wenn die jungen Bäume ihrer Blätter in den ersten drey Jahren zu stark sind besraubet worden: so werden sie schwach und nehmen ab, wie auch die, welche nicht reinlich beschnitten werden. Die Wurzeln springen im fünften Jahre auf. Das Mittel dawider ist, daß man die Erde von ihnen wegnimmt, die Wurzeln, die am meisten verdorben sind, abschneidet, sie mit gehörig zugerichteter Erde bedeckt, und mit Wasser besprengt. Wenn die Bäume alt werden; so kann man die eingehenden Aeste im März abhauen, und an statt ihrer gesunde pscopfen. Wosern die Würmer ihren Samen in sie lassen, so gehen sie ein; man tödtet aber die Würmer, indem man ein wenig starkes Öl auf sie gießt.

Der Boden zu den Maulbeerbäumen muß weder zu stark noch zu hart seyn. Man kann ihm mit Flußschlamm, allerley Mist,



Wiste, oder auch mit Asche helfen. Vor allen Dingen müssen sie im Jänner beschnitten werden, wozu eine geschickte Hand gehört. Es müssen nur die Aeste bleiben, welche abgesondert vom Stamme ausschiessen, und ohne sie zu beugen; auch muß man vier Knospen an jedem Aste lassen. Am Ende des Herbstes, ehe die Blätter gelb werden, muß man sie sammeln, und in der Sonne trocknen, alsdann klein stoßen, und in irdenen Töpfen, die mit Thon genau vermaacht sind, an einem Orte, wo kein Rauch hindrückt, verwahren: so werden sie im Frühjahre wie Mehl, und zu Fütterung der Würmer, nachdem sich dieselben gehäutet haben, tauglich seyn.

Wenn die Bäume alt werden; so erhalten die Chinesen außer dem Pfropfen, auch neue Pflanzen, indem sie entweder lebhaft und gesunde Aeste in kleinen Abtheil, die mit guter Erde gefüllt sind, zusammenslechten, oder im Frühlinge die langen unbeschnittenen Aeste beugen, und die Enden in gearbeitete Erde stecken; diese wurzeln also im Christmonate ein, werden vom Baume abgeschnitten, und zur gehörigen Zeit verpflanzt.

pflanzt. Sie säen auch Maulbeersamen, der von den besten Bäumen genommen werden muß, und zwar von den Früchten, die um die Mitte der Aeste wachsen. Man muß diesen Samen mit der Asche der verbrannten Pflanzen vermengen, und den Tag darauf muß man alles ins Wasser werfen und darin herumrühren. Der unbrauchbare Samen schwimmt oben, der gute sinkt zu Boden. Nachdem dieser an der Sonne getrocknet ist: so säet man ihn, mit gleichviel Hirse vermengt, damit durch solchen die aufwachsenden Bäumchen vor der Sonnenhitze beschirmt werden.

Wenn die Hirse reif ist, so zündet man sie bey windigem Wetter an. Den folgenden Frühling schießen die Bäume viel stärker auf. Die Aeste müssen abgeschnitten werden, bis die Bäume zu gehöriger Höhe gelangt sind; und alsdann schneidet man die Gipfel aus, damit sich die Aeste auf die Seite ausbreiten. Endlich werden die jungen Bäume acht bis zehn Schritte von einander verpflanzt, in Reihen, die vier Schritte von einander, aber nicht gerade



gegen einander über stehen, vielleicht das mit sie einander nicht Schatten machen.

Das Zimmer vor die Seidenwürmer muß auf einem trockenen Grunde seyn, der sich nach und nach erhebt, und an einem Flüßchen liegt, weil man die Eyer oft in fließendem Wasser waschen muß. Misthaufen, Zuchtvieh und alles Geräusche muß weit davon entfernt seyn, weil sie sowohl der üble Geruch, als das geringste Schrecken, das ein bellender Hund, oder ein krähen der Hahn verursacht, in Verwirrung bringt, wenn sie erst ausgekrochen sind. Es muß ein viereckiges Zimmer, und der Wärme wegen, mit dichten Mauern seyn; die Thür soll südlich, oder wenigstens südöstlich, niemals aber nordwärts angebracht, und, zu Ausschließung kühler Luft, mit einer doppelten Matte bedeckt werden. Doch muß sich auf jeder Seite ein Fenster befinden, um die Luft, wenn es erfordert wird, frey durchzulassen; zu anderer Zeit werden sie verschlossen. Sie sind von weißem durchsichtigen Papiere, und hinter ihnen bewegliche Matten, um das Licht, wie es nöthig ist, einzulassen oder auszuschließen.

auch



auch schädliche Winde abzuhalten; dergleichen die Süd und Südwestwinde sind, die niemals in die Zimmer kommen müssen. Wenn man durch ein Fenster einen erfrischenden Wind einlassen will: so muß man besorgt seyn, die Mücken und Fliegen abzuhalten; denn sie lassen ihren Unflath auf die Seidenhäuschen, welches das Abwirlen ungemein schwer macht. Kleine Eidechsen und Ratten, die nach den Seidenwärmern sehr begierig sind, muß man durch Fallen weg schaffen.

In dem Zimmer werden Gefünse aufgerichtet, deren Bretter etwa neun Zoll hoch eines über dem andern sind; in der Mitte muß der Platz frey seyn, damit man rings herum gehen kann. Hernach werden Flechten von Binsen, die offen sind, hineingesetzt, daß sie erst die Wärme, und nachgehends die kühle Luft durchdringen kann. Auf diesen Flechten läßt man die Wärmer auskriechen, und sättet selbige, bis sie sich zum Spinnen bereiten. Weil sehr viel daran gelegen ist, daß die Wärmer zu gleicher Zeit auskriechen, schlafen, wachen, fressen, und sich häuten: so muß in ihrem



Zimmer eine beständige und gleiche Wärme erhalten werden, welches vermittlest gewisser in den Ecken befindlicher Oefen geschieht: oder es wird auch eine Wärmepfanne auf und niedergetragen, und das Feuer dabey mit Asche bedeckt, weil Flammen und Rauch ihnen schädlich sind. Kuhlmiß an der Sonne gedörret, ist die beste Feuerung zu dieser Absicht, und die Wärmer haben den Geruch davon gerne.

Auf jede Flechte breitet man eine Lage trocknes und kleingehacktes Stroh, und auf dieses ein langes Blatt Papier, das durch gemäßigtes Handhieren gelinde gemacht worden ist. Wenn das Papier von ihrem Urathe oder von den Blättern verunreiniget worden ist; so bedeckt man solches mit einem Reze, und leget auf dasselbe Maulbeerblätter; der ganze Schwarm kriecht alodann nach diesen hinauf, und man nimt sie hernach gelinde weg, und sezet sie auf eine neue Flechte, während daß die alte gereiniget wird. Der Chinesische Schriftsteller rath ferner, es sollte eine Mauer oder eine dichte Verpfählung rings um das Zimmer in einiger Entfernung



nung seyn, besonders auf der Westseite, das mit die untergehende Sonne nicht auf die Wärmer träse, wenn man der Abendluft wegen daselbst die Fenster aufmache.

Die Hälsen, welche etwas zugespitzt, dicht, fein, und kleiner, als die andern sind, enthalten die Männchen von den Schmetterlingen, die runder und größer sind, als die Weibchen, welche dicker und ungestalteter sind. Die Chinesen wählen ihre Zucht oft in den Hälsen. Diejenigen, welche klar, etwas durchscheinend, rein und schwer sind, sind die besten. Man thut aber besser, wenn man wartet, bis die Volkendiebe ausgefrohen sind, welches kurz nach dem vierzehnten Tage ihres Einspinnens geschieht. Diejenigen, welche einen Tag vor den übrigen herauskommen, müssen nicht gebraucht werden; sondern die sind zu wählen, welche den folgenden Tag haufenweise austriechen. Die allerspätsten verwirft man auch, ins gleichen diejenigen, welche niederhängende Flügel, fahle Augenbraunen, einen trockenen Schwanz, und einen ecklichen Unterleib ohne Hare haben. Diese verwor-



11 feuen Rossendiebe muß man an einen bes-
 12 sondern Ort hinsetzen.

13 Wenn man die Bal wegen derer, die
 14 zur Zucht sollen gebraucht werden, getross-
 15 fen hat: so setzet man die Männchen und
 16 Weibchen auf Papierblätter zusammen. Das
 17 Papier muß aus Maulbeerrinde, und
 18 nicht aus häusenem Zeuge gemacht seyn,
 19 auch mit Seiden oder Baumwollensaden,
 20 den man auf der untern Seite angeleimt
 21 hat, steif gemacht werden. Denn wenn
 22 es mit Eiern bedeckt ist: so muß man es
 23 drehmal in ein dazu bereitetes Wasser taus-
 24 chen. Dieses Papier breitet man über
 25 Matten, die wohl mit Stroh bedeckt sind;
 26 und wenn die Rossendiebe ungefähr zwölff
 27 Stunden beisammen gewesen sind, so muß
 28 man die Männchen wegnehmen und zu den
 29 verworfenen thun. Blieben sie länger beis-
 30 sammen, so würden aus den spät befruch-
 31 teten Eiern die Würmer nicht mit den an-
 32 dern austriechen, welches man vermeiden
 33 muß.

34 Man muß den Weibchen Platz geben,
 35 und sie bedecken: denn die Dunkelheit ver-
 36 hindert, daß sie ihre Eier nicht so weit
 37 hers



herumstreuen. Wenn sie gelegt haben, so halt man sie vier bis fünf Tage bedeckt. Nachgehends muß man alle Mollendiebe, diejenigen, die beyseite gelegt, oder todt aus den Hülsen genommen worden sind, tief in die Erde vergraben; denn es würde ein jedes Thier, das sie anrührte, das durch vergiftet werden. Manche sagen sogar, wenn man sie auf das Feld verscharrte, so wüchsen viele Jahre weder Disteln noch stacheliche Gesträuche daselbst. Andere behaupten, nichts sey besser, als diese Mollendiebe, die Fische in den Teichen damit fett zu machen.

Die Eyer, welche in Klumpen zusammens hängen, müssen weggeworfen werden, und alsdann muß man die Papiere an einen Balken im Zimmer aufhängen, dieses aber vorn öffnen, damit der Wind hineingehen, und doch die Sonne nicht darauf scheinen kann. Die Seite des Blattes, auf der die Eyer liegen, muß auswärts gekehrt seyn; und das Fenest, womit das Zimmer erwärmet wird, muß weder Flammen noch Rauch von sich geben. Auch muß man sorgfältig verhüten, daß keine häusenen Sei-



se den Bärmern oder den Ethern nahe kommen. Haben die Papiere solchergestalt einige Tage gehangen: so nimt man sie ab, rollet sie leicht zusammen, die Eyer etwas wärts gelehet, und hängt sie alsdann wieder den Sommer und Herbst über auf.

Gegen das Ende des Christmonats, oder im Jenner, wenn ein Schaltmonat ist, lege man die Eyer in kaltes Flußwasser, oder Wasser, in welchem ein wenig Salz aufgelöst worden ist. Man nimt es in Acht, daß es nicht friert, und decket eine Porcellanschale darüber, damit die Papiere nicht schwimmen. Nach zwey Tagen nimt man sie heraus, und hänget sie wieder auf. Wenn sie trocken sind, rollet man sie etwas dichter zusammen, und schließet jedwedes besonders, an einem Ende stehend, in ein irdenes Gefäß ein. Nachgehends setzt man die Papiere, alle zehn Tage ungefähr einmal, in einem verschlossenen Orte, wo kein Thau fällt, etwa eine halbe Stunde der Sonne aus, wenn solche nach einem Regengusse hell scheint, und schließet sie darnach wieder ein, wie zuvor. Manche legen sie einen ganzen Tag in eine Lauge von
Kauls



Maulbeerbäummasche, und alsdann einige Augenblicke in Schneewasser, oder hängen sie drei Nächte an einen Maulbeerbäum, und lassen sie daselbst beregnen und beschneegen, nur das solches nicht gar zu stark geschieht. Alle diese Arten von Bädern machen die Seide stärker und dichter, auch besser zu winden. Ihr Hauptzweck aber ist, die innerliche Wärme in den Eiern zu erhalten.

Wenn die Maulbeerbäume anfangen, Blätter zu gewinnen: so ist es Zeit, daß man die Wärmer austreiben läßt; denn nach den verschiedenen Graden der Wärme oder Kälte, die man sie empfinden läßt, kann man dieses verzögern oder beschleunigen. Wenn man die Papiere oft außen ausbreitet, oder wenn sie nur leicht zusammengerosset, aufgehoben werden: so kriechen sie eher aus, und das entgegengesetzte Verfahren hält sie zurück. Den dritten Tag, ehe sie austreiben sollen, nimt man bey einem gelinden Winde, der um diese Zeit gemein ist, die Papiertrollen aus dem Gefasse, strecket sie der Länge nach aus, und hängt sie mit dem Rücken gegen die Sonne, bis

1807 P 5 sie



sie gelinde warm werden; alsdann rollet man sie dicht zusammen, und sezet sie an einem warmen Orte aufgerichtet in das Gefäß. Den Tag darauf wird dieses wies derholet; die Eyer verändern ihre Farbe, werden aschgrau. Alsdann legt man zwey Papiere auf einander, die man dichter zusammenrollet, und an den Enden bindet.

Den dritten Tag gegen Abend rollet man die Papiere auf, und strecket solche auf eine feine Matte; die Eyer sehen alsdann schwärzlich aus. Sind Würmer ausgekrochen: so muß man solche wegwerfen. Denn da diese Würmer nicht zu einer Zeit mit den folgenden ausgekrochen sind: so kommen sie in der Zeit ihres Häutens, Waschens, Fressens, ja welches das Hauptwerk ist, ihres Spinnens, nicht mit jenen überein. Diese unordentlichen Würmer würden viel Versäumniß und Mühe, auch Unordnung, und daher Verlust verursachen. Nachgehends rollet man drey Blätter sehr locker zusammen, und schaffet solche an einen sehr warmen und vor dem Südwinde verwahrten Ort. Den Tag darauf, gegen zehn oder elf Uhr, werden die Rollen weg-



weggenommen, geöffnet, und voller Würmer, wie kleine schwarze Ameisen, gefunden. Diejenigen, welche innerhalb einer Stunde nachher nicht ausgekrochen sind, müssen weggeworfen werden: wie auch diejenigen, welche einen flachen Kopf haben, runzlich und wie verbrannt aussehen, himmelblau, gelb oder fleischfarben sind. Die gute Art sieht ungefähr von der Farbe aus, wie ein Berg, den man in der Ferne betrachtet.

Es ist rathsam, daß man das Papier, welches die unausgekrochenen Würmer enthält, erst wiegt, und es alsdann schief, und die obere Seite meist niederwärts, auf einen langen Bogen Papier, der mit Maulbeerblättern bestreut ist, hält; die Maulbeerblätter aber müssen auf die vorherbeschriebene Art zubereitet seyn. Der Geruch davon wird die kleinen hungrigen Würmer an sich ziehen; den trägtsten kann man mit einer Feder oder mit gelindem Anschlagen auf die andere Seite des Papiers helfen. Wenn man das Papier nachgehends vor sich wiegt: so erhält man das Gewicht der Würmer genau, und kann daraus ziemlich



lich richtig berechnen, wie viele Pfund Blätter zu ihrer Fütterung erfordert werden; ingleichen wie viel die Gespinste, die sie machen sollen, wiegen werden; Zufälle beiseite gesetzt.

Das nächste Mittel ist, daß man eine Frauensperson bestellet, die auf die junge Zucht Achtung giebt. Ehe sie das Zimmer in Besitz nimmt, muß sie sich waschen, und eine reinliche Kleidung anlegen, die nicht übel riecht, auch eine Zeitlang zuvor wilde Eichorien weder gegessen noch in den Händen gehabt haben; denn der Geruch davon ist den Wärmern sehr nachtheilig. Sie muß eine leichte Kleidung ohne Futter anhaben, damit sie den Grad der Wärme an diesem Orte desto besser beurtheilen, und das Feuer nach demselben verstärken, oder schwächen kann; denn diese Insecten sind von ihrer ersten Häutung an sehr zärtlich. Jeder Tag ist ein Jahr vor sie, und hat seine vier Abwechselungen. Der Morgen ist der Frühling, der Mittag Sommer, der Abend Herbst, und die Nacht Winter.

Die Erfahrung hat gelehret, daß 1) die Eier vor dem Auskriechen der Wärmer viel

le Kälte erfordern. 2) Wenn die Würmer ausgekrochen und so groß wie Ameisen sind; so verlangen sie eben so viele Hitze. 3) Wenn sie Raupen geworden sind, und ihrer Häutung nahe kommen: so erfordern sie eine gemässigte Hitze. 4) Nach der grossen Häutung müssen sie kühl gehalten werden. 5) Beim Abnehmen und Altern muß man sie nach und nach erwärmen. 6) Bey ihrem Spinnen wird grosse Hitze erfordert.

Alles, was ihnen zuwieder ist, muß weggeschafft werden. Sie haben einen besondern Widerwillen gegen Haas, nasse Blätter, oder solche, die in der Sonne sind erhitzt worden; und wenn sie neu ausgekrochen sind, so ist ihnen auch der Staub vom Auskriechen sehr schädlich; ingleichen schadet ihnen die Feuchtigkeit der Erde, Fliegen und Mücken; der Geruch von gebratenen Fischen, verbrannten Haaren und Mustusdampf; Athem; der nach Wein, Ingwer, Sallat und wilden Eichorien riecht; alles grosse Geräusch, Unreinigkeit, die Sonnenstrahlen; das Licht einer Lampe bey der Nacht; Luft, die durch Hölen oder Löcher bläst; ein starker Wind; viele Kälte
oder



oder Hitze; und besonders schnelle Veränderungen derselben.

Bei ihrem Futter sind beifäule Blätter, die an der Sonne oder bei starkem Winde getrocknet worden, oder die einen übeln Geschmack haben, die gemeinste Ursache ihrer Krankheiten. Die Blätter müssen zwey oder drey Tage vor dem Gebrauche gesammelt, und an einem reinen lustigen Orte aufbewahrt werden, wo Raum genug ist; dabey muß man nicht vergessen, ihnen die drey ersten Tage die zartesten Blätter, mit einem scharfen Messer in zarte Schnittchen zertheilt, zu geben, solche aber nicht zu zerquetschen; denn das würde ihren Geschmack verderben. Auch muß man sich, zum Einsammeln junger Blätter, mit einem weiten Netze versehen, damit sie nicht zu eng zusammengedrückt werden, und indem man sie fortträgt, trocknen können, ohne zu verwelken.

Nach drey oder vier Tagen vermehre man ihr Futter, wenn sie anfangen weiß zu werden; man schneide es aber nicht so klein. Wenn sie schwärzlich werden, muß man ihnen ganze Blätter geben, wie sie



vom Baume kommen. Wenn sie wieder weis werden, und weniger Hunger bezeigen: so breche man ihnen nach und nach an ihren Mahlzeiten etwas ab; und immer mehr und mehr, wenn sie gelb werden. Sind sie gelb geworden, und nun im Begriffe sich zu häuten: so gebe man ihnen gar nichts. Bei jeder Häutung muß eben so mit ihnen verfahren werden.

Noch umständlicher zu reden: so fressen diese Würmer gleichviel bey Tag und Nacht. Nachdem sie ausgetrocknet sind, müssen sie den ersten Tag acht und vierzig Mahlzeiten, jede Stunde zwey haben; den folgenden dreßsig, aber die Blätter nicht mehr so klein geschnitten; den dritten noch weniger. Ist ihr Futter ihrer Lust zu fressen nicht gemäß: so werden sie zu viel Hitze bekommen, wodurch alles verdorben wird. Wolkiges und regniges Wetter benimmt ihnen die Lust; daher muß man gleich vor ihrer Mahlzeit einen Wisch sehr trockenes Stroh anzünden, der über und über gleich brennet, und solchen über die Würmer halten, um sie vor der Kälte und Feuchtigkeith, woron sie träge werden, zu befeigen; oder man

nimmt



nimmt die Blendungen von den Fenstern weg, und läßt das volle Tagelicht ein.

Oefteres Fressen vermehrt ihren Wachsthum, auf welchen der größte Vortheil bey den Seidenwürmern ankommt. Erhalten sie innerhalb drey und zwanzig oder fünf und zwanzig Tagen ihre völlige Grösse; so muß eine Flechte, die mit ihnen bedeckt ist, deren Gewicht sich auf Lizen (etwas weniges mehr als ein Quentchen) beläuft, fünf und zwanzig Unzen Seide liefern. Wenn sie aber erst innerhalb acht und zwanzig Tagen zur völligen Grösse kommen; so giebt sie nur zwanzig Unzen; und wenn sie einen Monat oder vierzig Tage lang wachsen, nur zehn.

Haben sie ihre völlige Grösse erreicht: so gebe man ihnen leichtes Futter, wenig auf einmal, und so oft, als da sie jung waren. Denn wenn sie spinnen, ohne verdauet zu haben: so bekommen die Gespinste eine salzige Feuchtigkeit, von der die Seide sehr schwer zu winden wird. Kurz, wenn sie vier und zwanzig oder fünf und zwanzig Tage ausgekrochen gewesen sind: so geben sie desto weniger Seide, je länger sich ihe



Spinnen verzieht und je mehr sie fressen. Bey ihrer Häutung sind sie kränzlich, und alsdann muß man ihnen klein geschnittene Blätter, wenig auf einmal, aber oft, geben.

Ihre Krankheiten entstehen von zu vieler Kälte und zu vieler Hitze. Dem ersten zuvor zu kommen, muß man im Zimmer eine gehörige Wärme erhalten. Hat sie aber ein Wind, bey nicht wohl verwahrten Fenstern, oder nicht zulänglich trockenem Maulbeerlaube, erkalte: so verlieren sie die Lust zu fressen, und bekommen eine Art vom Durchfalle, wobei anstatt des Urathes wässeriger Schleim von ihnen geht. Der Geruch von verbranntem Rußmiste ist ihnen alsdann sehr dienlich.

Von Hitze werden sie krank, entweder wenn man sie zu lange fasten läßt, oder wenn ihr Futter zu häufig oder nicht recht ausgelesen ist, auch wenn sie eine unbequeme Lage haben, und wenn die Luft schnell heiß wird. Im letzteren Falle öffne man eins oder mehr Fenster; aber nie auf der Seite, wo der Wind herbläst. Ist die Luft zu heiß: so setze man ein Gefäß voll Wasser vor das Fenster. Das Zimmer kann auch mit Wasser besprenget werden. Bei der zu groffen innerliche Hitze streuet man über



ihr Futter, das ein wenig benetzt ist, das vort-
erwähnte Pulver von Maulbeerblättern, wel-
ches sehr zart gemacht seyn muß; davon be-
kommen sie wieder Kräfte: aber für jede Un-
ze Mehl bricht man ihnen alsdann eine Unze
Blätter ab.

Die gemeinste und gefährlichste Krankheit
unter den Würmern rühret von zu starker Er-
hitzung her, wenn sie ein unbequemes und zu
enges Lager haben. Denn sobald sie nur aus-
getrocknet sind, erfordern sie sehr viel Raum,
besonders wenn sie Raupen geworden sind,
und viel Feuchtigkeit bey sich haben. Wenn sie
auch selbst nicht reinlich sind: so schadet ihnen
doch die Unreinigkeit sehr viel. Ihr Urath,
den sie im Menge von sich geben, gähret bald,
und erhitzt sie, wenn man ihn nicht bey Zeiten
mit einer Feder wegschafft, oder welches noch
besser ist, die Würmer oft von einer Glechte auf
die andere bringt, besonders, wenn sie dem
Häuten nahe sind. Sie müssen alle zu einer
Zeit, und sehr gelinde weggenommen werden;
das geringste Drucken, oder der kleinste Fall
würde sie schwächen. Einige werfen, um eher
fertig zu werden, trockne Binsen oder Stroh
fein geschnitten, und mit Maulbeerblättern
über;

überstreut, auf sie; dieses zieht sie aus dem Urathe, der sie erbigte. Wenn sie ziemlich gewachsen sind, so müssen die Wärmer, die zu einer Flechte gehörten, getheilt, und auf drei neue gethan werden, nachgehends auf sechs, und so steigt die Zahl bis auf zwanzig und mehr. Denn wenn sie voll Feuchtigkeit sind, so muß man sie von einander gehörig entfernt halten.

Die Zeit, da man sie von einander thun muß, ist, wenn sie hellgelb und zum Schimmern fertig sind; da setzt man sie dann in ein besonders Zimmer, das zubereitet ist, damit sie darin arbeiten können. Der Chinesische Schriftsteller schlägt dazu ein langes Gebäude von ungehobeltem Bauholze, oder ein langes Dach vor, das sehr wenig abhängt, und an der inwendigen Seite leer ist. Man muß rings herum Abtheilungen mit Brettern machen, in welche man die Seidenwärmer setzt, die sich nachgehends selbst, jeder in seinem Orte, einrichten. Inwendig muß Platz seyn, daß einer darin herumgehen kann, auch daß man in der Mitte ein gelindes Feuer halten kann, um die Wärmer vor Kälte und Feuchtigkeit zu verwahren, welche zu dieser Zeit sehr zu



fürchten sind. Es muß gleich Feuer genug vor den Händen seyn, eine gelinde Hitze zu erregen, wovon die Würmer eifriger zur Arbeit werden, die Seide aber durchscheinender wird.

Man muß auch diesen Schwärm in einer kleinen Entfernung mit Matten umringen, welche auch das Obertheil des Gebäudes bedecken, um die äußere Luft abzuhalten; und weil die Würmer gern verdeckt arbeiten, Gleichwohl nimt man nach der Arbeit des dritten Tages die Matten von ein bis drei Uhr hinweg, um die Sonne ins Zimmer zu lassen, aber so, daß die Stralen nicht gerade auf die kleinen Arbeiter fallen. Vor Donner und Blitz beschützet man sie, indem man die Papiere über sie decket, deren man sich bediente, wie sie sich auf den Flechten befanden.

In sieben Tagen sind die Gespinste fertig, die man alsdann sammelt und in Haufen zusammen leget, bis man Zeit hat, die Seide abzuwinden. Erstlich aber sondert man die Häufchen, die zur Fortpflanzung auserlesen worden, auf eine Flechte an einem kühlen luftigen Ort aus. Denn wenn dieselben über einander liegen, so werden die Schmetterlinge gedrückt, und kommen nicht so gut heraus, be-



sonders die Weibchen, die alsdenn nur fränkliche Eyer legen würden. Etwa in noch sieben Tagen kommen die Schmetterlinge aus ihren Hülßen. Die nächste Sorgfalt muß dahin gehen, die Schmetterlinge in den Hülßen oder Bälgen zu tödten, die man nicht will durchbohret haben, ohne die Seide zu beschädigen.

Man muß sie nicht eher in den Kessel thun, als wenn man sie abwinden kann; denn es würde der Seide nachtheilig seyn, zu lange im Wasser zu liegen. Das beste wäre, wenn man Arbeiter genug hätte, alles auf einmal abzuwinden. Der Chinesische Schriftsteller versichert, fünf Mann könnten an einem Tage dreyszig Pfund Hülßen abwinden, und noch zwey andere mit noch so viel Seide versorgen, als dieselben im Gewinde zusammen machen können, welches ungefähr zehn Pfund beträgt. Indessen schlägt er drey Wege vor, um zu verhindern, daß die Hülßen von den heraustreichenden Schmetterlingen nicht durchlöchert werden.

Erstlich kann man sie einen ganzen Tag in der Sonne liegen lassen. Dies ist zwar der Seide nachtheilig, aber die Schmetterlinge



sterben gewis davon. Zweitens kann man sie in das Marienbad thun, woben man eine halbe Unze Rettichöl, und eine Unze Salz in den kupfernen Kessel wirft, davon soll die Seide besser und leichter zu winden werden.

Die Maschine, welche die Hülßen enthält, muß sehr gedränge in den kupfernen Kessel gehen, und der Obertheil desselben muß bedeckt und verkleibet seyn, damit kein Dampf herausdringt. Verfährt man aber hierbey nicht recht, so wird eine große Menge Schmetterlinge ihre Hülßen durchbohren. Man muß daher die harten und starken Hülßen, deren Seide gröber ist, länger im Bade lassen, als die feinen und zarten. Wenn die Schmetterlinge todt sind, so muß man die Hülßen auf Watten breiten, und sobald sie sich ein wenig verfühlet haben, mit kleinen Weiden oder Maulbeerästen bedecken.

Die dritte und beste Art, die Schmetterlinge zu tödten, ist, daß man große irdene Gefässe mit Hülßen schichtweise erfüllt, ein jedes ungefähr zehn Pfund. Auf jede Schicht werden vier Unzen Salz geworfen, und sie wird mit grossen trocknen Blättern, wie die Wasserkastanienblätter, bedeckt. Alsdann verstopfet man

man die Oefnung der Gefäße sehr dichte, und die Thiere werden innerhalb sieben Tage erstickt. Kommt aber die geringste Luft hinein, so erhalten sie das Leben lange genug, um ihre Hälsen zu durchlöchern. Wenn man die Hälsen in das Gefäß legt, so sondere man die langen weissen und glänzenden, die eine sehr feine Seide geben, von den dicken, dunkelsblauen, perlemutterähnlichen ab, die eine grobe Seide geben.

So viel von der Art, die Wärmer im Sommer zu erziehen, welches die gewöhnliche Zeit ist, obwohl einige die Wärmer im Sommer u. Herbst, und fast jeden Monat nach der Frühlingszucht, austriecken lassen. Aber wenn es alle so machten, so würden die Maulbeerbäume schwerlich Futter genug geben. Ueberdies kommen sie in Abnehmen, und tragen das folgende Jahr gar nicht, wenn sie in einem Frühlings erschöpft werden. Der Verfasser hält daher vor das beste, im Sommer nur wenig Eier austriecken zu lassen, und sich mit Wärmern auf den Herbst zu versorgen. Er zieht diese Zeit zu Erziehung der Wärmer dem Frühlings vor. Weil der Frühlings in den südlichen Gegenden die Regen und Windzeit ist, und dieses den Vortheil von den Wärmern



unsicherer macht, als im Herbste, da das Wetter durchgängig hell ist. Wenn auch die Würmer im Herbste nicht solche zarte Blätter haben können, als im Frühlinge: so haben sie doch alsdann von Fliegen und Mücken nichts zu befürchten. Sie müssen anfänglich alle kühl gehalten werden, aber nach ihren Häutungen und wenn sie spinnen, muß man die letztern wärmer halten, als die erstern, weil die Nachste im Herbste kühl sind. Die Eier, welche sie legen, kommen nicht allezeit fort.

Hält man die Sommereyer auf, daß die Würmer erst im Herbste austriechen: so schliesse man sie in ein irdenes Gefäß, und setze solches in eine grosse Pfanne mit heunnenwasser, das so hoch als die eingeschlossenen Eier reichen muß: denn, wenn es höher geht, so verderben sie; geht es nicht so hoch, so wird aus ihnen wegen mangelnder Kräfte nichts. Vermittelt dieser Vorschriften erhält man, daß sie in ein und zwanzig Tagen austriechen: bleiben sie länger, so sterben sie entweder, oder machen sehr schlechte Gespinste. Wenn die Seidenwürmer zu spinnen bereit sind, und man alsdann sie auf ein Schälchen legt, welches mit Papiere bedeckt ist: so spinnen sie
die



die Seide dünne, flach und rund wie eine breite Oblate.

Diese Gespinste sind nicht mit dem jähen Wesen zusammengeliebet, das die Würmer in ihren Puppen von sich lassen, wenn sie lange eingeschlossen sind. Sie sind auch so leicht abzuwinden, als die Hülfsen, ohne daß man das mit so, wie mit den Hülfsen, zu eilen nöthig hat.

Wenn die Seide abgewunden ist: so wird sie gleich verarbeitet. Die Chinesen haben das zu sehr einfache Werkzeuge. Ihre Webestühle, sagt ein anderer Schriftsteller, sind dem ~~ornat~~ Fußboden gleich, und so gestellt, daß sie auf demselben sitzen und die Füße in den Absatz, in welchem die Stühle stehen, niedersetzen können. Mit dem Spinnen sowohl, als mit dem Weben beschäftigen sich insonderheit die Frauenzimmer.

II. Vom Porcellän und dessen Verfertigung.

Das Porcellän, welches die Engländer ~~da hat~~ der China-Ware nennen, hat den ersten^{ten} Namen bey den Chinesen nicht. Sie könnten solchen nicht einmal aussprechen, da sie dergleichen Töne in ihrer Sprache nicht haben und ihnen der Buchstabe R mangelt. Vermuthlich kommt er von den Portugiesen her,



die einen Becher oder Schale Porcellana heissen. Gleichwohl nennen sie diese Art Ware gewöhnlich Foca, die Chineser aber Tse fi.

in Com. Es ist in diesem Reiche, ausser der gewöhnlichen irdenen Ware so gemein, daß der ordentliche Hausrath, als Teller, Schüsseln, Becher, Blumentöpfe, allerley Gefässe zu Zierrathen und zum Nutzen daraus gemacht werden. Die Kammern, Kabinetter und selbst die Küchen sind davon voll. Selbst die Maurer brauchen es zu Dächern, und überziehen manchmal marmorne Pfeiler und das Aeusserere der Gebäude damit.

Deutsches
cours
und zu
Palde. Das schöne Porcellan, welches anzusehen so angenehm, glänzend, weis u. hell himmelsblau ist, kömmt alles von King te hing, einem Flecken oder einem Städtchen der Provinz Kiang si, der eine Leage lang seyn und eine Million Menschen enthalten soll. Er liegt nicht über drey Seemeilen weit von Fow lya ang, einer Stadt des dritten Ranges, unter der er liegt; und in dem Bezirke von Jau hew sa, einer Stadt des ersten Ranges in dieser Provinz. Diese artige Ware wird in andern Provinzen, als in Quang ton und Fotsien, ebenfalls verfertigt. Weil aber an der Farbe und Feinheit ein grosser Unterschied ist:

so können Fremde damit nicht betrogen werden. Denn das von Japan ist schneeweis, hat aber keinen Glanz; und ist nicht mit mancherley Farben gemalt. Die Arbeiter von King te ching brachten vor Zeiten alle ihre Materialien nach Amoi, wohin sie der starke Handel der Europäer lockte: aber sie bemüheten sich vergebens; denn sie waren nicht im Stande, das selbst gutes Porcellän zu verfertigen. Andere waren zu Peking nicht glücklicher, wohin sie auf Befehl des Kaisers Kanghi gebracht wurden: so, daß King te ching allein die Ehre hat, die ganze Welt mit Porcellän zu versorgen; selbst die Japaner suchen es.

Da der Jesuit Dentrecolles eine Kirche zu King te ching, und verschiedene unter seinen Befehrten hatte, die Porcellän verfertigten und damit handelten: so erhielt er von ihnen eine genaue Nachricht von allem, was dazu gehöret. Ueberdies hatte er alles selbst gesehen, und die Chinesischen Schriften davon zu Rathe gezogen; besonders vorerwähnte Geschichte oder Jahrbücher von Tsching: denn in China läßt jede Stadt eine Beschreibung ihres Bezirkes drucken, darinnen desselben Lage und Umkreis, die Beschaffenheit des Bodens, die Sitten der Einwohner, die Perso-
nen,



nen, die sich vor andern durch Gelehrsamkeit, Redlichkeit oder im Kriege hervorgethan haben, außerordentliche Begebenheiten und besonders die Waren und Lebensmittel, die das selbst ausgeführt oder verkauft werden, angezeigt sind. Gleichwohl melden diese Jahrbücher nichts von dem Erfinder des Porcelläns, noch ob die Entdeckung von ungefähr, oder mit Ueberlegung geschehen ist. Nur sagen sie, es sey vollkommen weiß ohne einige Fehler gewesen, und was man ausgeführt habe, hätte keinen andern Namen gehabt, als die kostbaren Juwelen von Jau chow.

Was zu dieser Manufactur gehört, läßt sich nach des Jesuiten Berichte auf die folgenden Hauptstücke bringen; als: die Materialien dazu, und derselben Zubereitung mit dem Oele oder Firnisse, mit dem das Porzellän glassirt wird; die verschiedenen Arten des Porcelläns, und die Weise es zu verfertigen; die Farben, und wie solche aufgetragen werden: das Brennen, und wie es den gehörigen Grad der Hitze erhält. Endlich macht er einige Anmerkungen über das alte und neue Porzellän, und zeigt, warum die Chinesischen Arbeiter nicht allezeit die Europäischen Vorbilder nachmachen können.

a) Die



c) Die Materialien des Porcelläns. Wie solche zubereitet werden. Das Oel oder der Firnis zur Glasur.

Porcellän besteht aus zwey Arten, aus von Erde, Petun tse und Kaolin, welche den Fluß herunter in Barken von Kinnern gebracht werden, und wie Ziegel gebildet sind. Die Kaolin ist mit glänzenden Theilchen vermengt und hält die Materie zusammen. Die Petun tse ist schlecht weis, und von sehr feinem Korne. Die letztere wird aus Steinen gemacht, aber alle Arten schicken sich nicht dazu. Die rechte Art muß ins grünliche fallen. Wenn sie die Steine aus den Steinbrüchen gebrochen haben, so zer schlagen sie solche mit grossen eisernen Hämmern, und pülvern sie alsdann in Mörsern sehr fein. Das Pulver wirft man in ein grosses Gefäß voll Wasser, und rühret es stark mit einer eisernen Schaufel. Nachdem es einige Minuten geruhet hat, so erhebt sich auf der Oberfläche etwas, wie der Nohn bey der Milch, vier bis fünf Zoll dick, welches man abschöpft, und in ein anderes Gefäß voll Wasser gießet. Dieses wiederholt man so lange, als sich oben Schaum zeigt, und nachgehends werden die groben Stücke



Stücke vom Boden weggenommen, und von neuem gestossen.

Nun wartet man bey den andern Gefässen, bis sich auf dessen Boden eine Art von Teig gesetzt hat, gießt alsdann das Wasser gelinde ab, und thut den Teig in grosse hölzerne Klumpen, um zu trocknen. Ehe er aber völlig hart ist, wird er in kleine Ziegel getheilt, die man hundertweise verkauft; und dieser Gestalt und auch seiner Farbe wegen, hat er den Namen Petun tse erhalten. Wenn ihn aber die Verfertiger, wie gewöhnlich, mit gröberem Wesen vermengen, so müssen ihn die Arbeiter zu King te ching vor dem Gebrauche wieder reinigen.

Die Kaulin wird in sehr tiefen Steinbrüchen mitten in gewissen Bergen gefunden, deren Oberfläche mit röthlicher Erde bedeckt ist. Man findet sie in Klumpen, und macht Ziegel daraus, wie aus dem Pe tun tse. Der Verfasser glaubt, die weisse Erde von Malta, die man St. Pauls Erde heist, sey von eben der Beschaffenheit, nur ohne die glänzenden Theilchen.

Das feine Porcellän hat seine Festigkeit von der Kaulin; ob man gleich auch eine Art gelinden Steines oder Kreide gefunden hat, dessen

dessen man sich statt des Kaolin bedienet, und ihn Wha sche nennet, weil er flebrig und fast seifenartig ist. Das davon gemachte Porcellän ist selten, und viel theurer, als das andere. Eine Ladung Wha sche kostet eine Krone, eine von Kaolin zwanzig Sous. Es hat ein unvergleichlich feineres Korn, und die Malerey darauf ist viel schöner. Es ist auch viel leichter, aber um ein grosses zerbrechlicher, und man kann schwerlich den gehörigen Grad der Hitze treffen, es recht zu brennen. Manche begnügen sich, einen feinen Leim daraus zu machen, worin sie das Porcellän tauchen, wenn es trocken ist, ihm einen Ueberzug davon zu geben, ehe es seine eigentliche Farbe und seinen Firniß erhält, und dadurch wird es sehr schön.

Wenn sie das Wha sche aus dem Steinbruch genommen haben: so waschen sie es im Flusse oder Regenwasser, um die gelbe Erde, welche daran sitzt, abzusondern. Alsdann zerbrechen sie es, und legen es in eine Tonne mit Wasser, damit es sich auflöset, und richten es eben so zu wie die Kaolin. Man sagt, wenn es so zubereitet wäre, so könnte daraus ohne weitere Vermengung Porcellän gemacht werden. Einer von des Jesuiten Befehlten,
that



that zu acht Theilen davon, zwey Theile des Pe tun tse. Wenn man mehr von dem letztern nimmt: so soll das Porcellän im Ofen niedersinken, weil ihm der Körper, oder vielmehr der gehörige Zusammenhang der Theile mangelt. Manchmal lösen sie etwas von den Wha sche Ziegeln im Wasser auf, und machen einen sehr dünnen Teig davon, darcin sie einen Pinsel tunken, und vermittelst desselben allerlei Einfälle aufs Porcellän entwerfen, solchem auch, nachdem es trocken ist, den Firnis geben. Wenn es gebrannt ist: so entdecken sich diese Zeichnungen, die von einer andern weissen Farbe, und gleichsam wie ein dünner Nebel ausgebreitet sind. Die Weiße der Wha sche nennen sie die Elfenbeinweiße.

Sie malen auch auf das Porcellän mit einer Art Steine oder Mineral The san, das fast dem Alaune gleicht, und dies giebt eine andere Art weisse Farbe. The sie es zurichten, muß es gebrannt werden; nachgehends brechen sie es, und gehen damit, in Absicht den Schaum zu erhalten, wie mit dem Wha sche um.

Ausser den Barken, die mit Pe tun tse u. Kan hin beladen längst dem Ufer zu King te hing, fanden sich auch noch andere voll eines weissen flüss

flüssigen Wesens. Sie heißen es *Pe gew*, oder *Del* aus einem Steine, aber der Name *Tsi* oder *Zirniß* würde sich viel besser vor das selbe schicken, als die Benennung *Gew* oder *Del*. Es kommt von einem sehr harten Steine, den sie dem *Pe tun tse* vorziehen; weil er weißer ist und Flecken hat, deren Grün mehr ins Dunkle fällt. Ob sich gleich die Geschichte von *Zen lyang* nicht in besondere Umstände einläßt: so meldet sie doch, der Stein, der zum Oele tauglich sey, habe Flecken von der Farbe der Toppfefferblätter, oder rothe Flecken auf bräunlichem Grunde, fast wie die Pflanze, die man *Krdtenflachs* nennt.

Wenn dieser Stein wie der *Pe tun tse* ist zugerichtet, und der Schaum oder der reinste Theil in das zweyte Gefäß gethan worden: so setzen sie ungefähr zu hundert Pfund davon ein Pfund *She kau* in Feuer glühend gemacht, und klein gelopft. Dies ist gleichsam das Laab, wovon es zusammengerinnet, ob sie gleich allezeit darauf sehen, es flüssig zu erhalten.

Sie brauchen dieses Steinöl nie allein, sondern vermengen es mit einem andern, das gleichsam die Erde davon ist. Sie machen verschiedene Schichten von lebendigem Kalte,



den sie pülvern (indem sie etwas Wasser mit den Händen darauf sprühen), und schichten trocken Jarrenkraut darzwischen: alsdann zünden sie das Jarrenkraut an; und wenn das Ganze verzehret ist, so theilen sie die Asche unter fünf oder sechs neue Schichten trocknes Jarrenkraut aus. (Vormals bedienten sie sich ausser dem Jarrenkraute des Holzes von einem Baume, der eine Frucht wie wälsche Nüsse trägt und *Se tse* heißt: jetzt aber geschieht solches selten, und daher ist vielleicht das izzige Porcellän nicht mehr so schön). Haben sie noch mehr, so wird das Del desto besser. Wenn sie eine hinlängliche Menge von Kalks und Jarrenkrautasche bekommen haben: so werfen sie solche in ein Faß voll Wasser, und setzen zu hundert Pfund ein Pfund *She fan*. Alles wird wohl durcheinander gerührt, und es zeigt sich alsdann eine Haut oder Rinde auf der Fläche, die man in ein zweytes Gefäß thut. Hat sich eine Art flüssigen Teiges am Boden gesetzt, so giesen sie das Wasser ab, und dies ist das zweyte Del, welches sie versuchen, indem sie in jedes kleine Stückchen *Petun tse* tunken. Zehn Maas Steindöl werden mit einem vom Jarrenkraute und Kalkble vermengt. Die sparsamsten thun etwas we-

niger



niger als drey Maas hinein. Man verfälschet dieses Del, damit seine Menge grösser scheint, durch zugegossenes Wasser; und um den Betrug zu verbergen, wird nach Proportion Schelau hinzugethan, damit die Materie nicht zu flüssig wird.

Eine andere Art von neuerfundenem Firnisse heisst Tsi lin, oder Firniß von verbranntem Golde, der Verfasser sollte ihn aber vielmehr Firniß von der Farbe gegossenen Kupfers oder Caffefarbe, oder von der Farbe verwelkter Blätter, heissen. Man erhält ihn aus einer gemeinen gelben Erde, auf eben die Art, wie den Pe tun tse, und zu seiner Zubereitung brauchet man nur das feinste Wesen, welches ins Wasser geworfen wird, und woraus man eine Art von Leime machet, der etwa so dick als der Pe new oder ordentliche Firniß wird, mit dem man es vermengt. Beides muß von gleicher Dicke seyn; und wenn die Firnisse in die Pe tun tse Siegel, die man hineintauchet, dringen, so hält man sie vor tuchsig, mit ihnen verbunden zu werden. Sie thun auch in die Tsi lin Del vom Kalk und der Garrenkrautasse, von eben der Dicke, wie das Pe new, und vermengen von diesen beyden Firnissen mehr oder weniger mit dem Tsi



lin, nachdem sie solchen dunkeler oder heller haben wollen, welches erst durch verschiedene Versuche entdeckt wird. Sie geben z. B. zwey Becher voll Tsi lin zu achten vom Vepo, und zu vier Bechern voll dieses Gemengs jels thun sie einen voll Firniß aus Kall und Farnkraute.

Vor einigen Jahren haben sie die Kunst entdeckt, mit der Livi oder Violettfarbe zu malen. Sie haben auch versucht, eine Vermischung von Blättergolde mit Firniß und Pulver von Feuersteinen, eben wie das rothe Oel aufzutragen: sie fanden aber, daß der Tsi lin Firniß schöner und glänzender aussah. Einemals machten sie Becher, wo sie den vergoldeten Firniß außen, und den ganz weissen innenwendig auftrugen. Dieses haben sie aber verändert, und an einem oder ein Paar Orten ein rundes oder viereckiges Stücke nas Papier hineingesteckt, solches, so bald der Tsi lin aufgetragen war, weggenommen, und alsdann die Flecken roth oder blau gemalt, auch wenn es trocken war, überfirnist. Manche füllten diese leeren Plätze mit einem blauen oder schwarzen Grunde, um solche nach dem ersten Brennen zu vergolden.

Wie man die Tsi lin Becher zu machen hat.

Wie

Wie

b) Wie



b) Wie das Porcellän gemacht wird.

In der Gegend von King te ching, die ungarisch am ödesten ist, haben sie einen ummauerten Platz, wo grosse Schuppen gebauet sind, in denen sich häufige irdene Gefässe reihenweise übereinander zeigen. Eine unsägliche Zahl Arbeiter wohnen innerhalb dieser Mauer, und haben daselbst jeder seine besonderen Berührungen. Ehe ein Stück Porcellän zum Ofen fertig ist, geht es durch mehr als zwanzig Hände, und durch mehr als siebenzig, ehe es gebrannt wird.

Die erste Arbeit besteht in Reinigung der Pe tun tse und Kaulin von den gröbern Theilen. Von jener geschieht es eben so, wie es der erste Zubereiter dieser Erde machte. Die Stücke der Kaulin werden ganz in einen sehr reinen Korb gelegt, und so in ein Gefäß mit Wasser gelassen, da sie sich dann selbst auflösen.

Wenn diese beiden Materialien auf die Art zubereitet sind, so müssen sie Verhältnissmässig vermengt werden. Reines Porcellän zu machen, nimt man von beiden gleichviel; zu dem mittlern vier Theile Kaulin zu sechs Theilen Pe tun tse, und zu dem schlechtesten dreymal so viel von dem letztern. Darauf werfen sie die Masse in eine grosse wohlgeflaz-



sterte und gedünchte Grube, wo sie solche treten und kneten, bis sie hart wird. Diese Arbeit ist sehr beschwerlich, und geht beständig fort, die andern Arbeiter zu versorgen. Wenn die Materie so durchgearbeitet ist, so breiten sie Stücken davon auf Schieferplatten, wo sie dieselbe nach allen Seiten kneten und rollen, mit sorgfältiger Beobachtung, daß sich keine Höhlungen in ihr befinden, oder was Fremdes eingemengt ist; denn ein Haar oder ein Sandkörnchen würde das Porcellän verderben. Ist die Masse nicht wohl durchgeknetet, so wird das Porcellän reißen, springen, zerfließen, und sich werfen. Aus diesem Teig werden die Porcellängefäße gemacht, einige mit der Scheibe, andere nur in Formen, die man nachgehends mit einem Meißel zur Vollkommenheit bringt.

Alle glatte Ware wird auf der Scheibe gemacht. Wenn ein Theeköpfchen von der Maschine kommt, so ist es sehr unvollkommen, ungefähr wie der Kopf von einem Hute, ehe er über dem Stöcke gewesen ist. Der Arbeiter giebt ihm die erforderliche Weite und Höhe, und ist damit bennähe sobald fertig, als er es in die Hand genommen hat; denn er bekommt nur ungefähr einen Pfennig vor ein Brett voll

voll mit sechs und zwanzig Stücken. Der Fuß des Köpfchens ist nichts als ein ungestaltetes Stückchen Erde, das mit einem Meißel ausgehöhlt wird, wenn das Stück fertig ist, und alle Zierrathen hat, die es haben soll. Von dem ersten Arbeiter bekommt es der zweite, der es auf seinen gehörigen Fuß setzt, und bald darauf thut es der dritte in eine Form, (die an eine Art eines herumgehenden Rades befestiget ist) und giebt ihm die Gestalt. Der vierte glättet es mit einem Meißel, besonders gegen die Ecken, und um es dünne und durchsichtig genug zu machen, beschabet er es verschiedne mal, und befeuchtet es, wenn es trocken ist, damit es nicht bricht. Ist es aus der Form gekommen, so muß man es nochmals gelinde darin herumdrehen, ohne es an einer Seite mehr anzudrücken, als an der andern; sonst würde es nicht vollkommen rund werden, oder es würde sich werfen.

Die grossen Stücken Porcellän werden auf zweymal gemacht. Eine Hälfte wird auf der Scheibe von drey oder vier Mann gehalten, wenn man sie bildet, und die andere fast fertige Hälfte wird vermittelst etwas von eben der Materie, das im Wasser geweicht ist, und statt eines Rötels oder Leims dienet, daran



gefügt. Wenn alles trocken ist: so machen sie die Züge mit einem Messer auf beyden Seiten gleich, und sie sieht, wenn sie überhienigt ist, so glatt aus, als das übrige. Auf eben die Art setzen sie Handgriffe, Ringe, erhabene Zierrathen, die schon fertig sind, und andere Theile an die Gefässe. Eben so bestehen Arbeiten, die geformt werden, und mit Rinnen ausgehöhlt sind, oder Thiere vorstellen, grösste Figuren, Sögenbilder, Brustbilder, welche die Europäer bestellt haben, aus drey oder vier zusammengefügtten Stücken, die mit gehörigen Werkzeugen noch ausgehöhlt, polirt u. zu einer Vollkommenheit gebracht werden, welche ihnen die Form nicht geben kan. Blumen und Zierrathen, die eingegraben zu seyn scheinen, werden in China mit Siegeln und Formen eingedruckt.

Wenn ihnen ein Vorbild gegeben wird, das sie auf der Scheibe nicht nachmachen können: so nehmen sie einen Abdruck davon in einer Art Erde, sondern alsdann diese Formen von dem Vorbilde in verschiedene Stücke gelinde ab, und lassen solche trocknen. Einige Zeit, ehe sie sich der Form bedienen, setzen sie solche aus Feuer, und thun alsdann nach Verhältniß der Dicke, welche das Porcellän

bes



bekommen soll, Materie hinein, die sie über:
all mit der Hand andrücken. Wenn sie solches
wiederum etwa eine Minute ans Feuer gesetzt
haben: so löset sich das Bild von der Form
ab, und die verschiedenen Stücke werden ein:
zeln gearbeitet, und alsdann mit eben der
Masse etwas flüssig gemacht, und wieder ver:
bunden. Der Verfasser hat Bilder von Thie:
ren gesehen, die auf diese Art ganz ein Stück
geworden waren. Erstlich lassen sie die Masse
hart werden; alsdann geben sie ihr die gehör:
rige Gestalt vollkommen, vermittelst eines
Meißels, oder setzen besonders verfertigte
Theile daran; ferner wird es überstrichen und
gebrannt; alsdann gemalt u. vergoldet, und
zum zweytenmale gebrannt. Solche Arbe:
iten, die sehr mühsam sind, müssen vor der Käl:
te in Acht genommen werden; den wenn sie
nicht gleichförmig trocknen, so bekommen die
nassen Theile Risse, zu deren Vermeidung sie
manchmal in ihrem Arbeitszimmer Feuer an:
machen. Die Formen bestehen aus einer gelben
setten Erde, die man unweit Lingte hing fin:
det. Erstlich kneten sie solche, u. wenn sie ein
wenig hart geworden ist, schlagen sie dieselbe
stark, geben ihr die erforderliche Gestalt, und
bringen sie auf der Scheibe zur Vollkommen:



heit. Zu Beschleunigung der Arbeit macht man viele Formen auf einmal, damit verschiedene Arbeiter zugleich gebraucht werden können; und wenn man sie gehörig in Acht nimmt, so dauern sie ziemlich lange. Sie lassen sich auch ausbessern, wenn sie Risse bekommen haben, oder gesprungen sind.

c) Farben, mit denen das Porcellän gemalt wird, und die Art, sie aufzutragen.

Die Wha pen oder Maler sind so arm, als die andern Arbeiter. Sie wissen von Regeln nicht das geringste, und machen es gewöhnlich nicht besser, als es ein Europäer machen würde, der diese Handthierung nur etliche Monate getrieben hätte. Indessen haben sie doch eine besondere Art, sowohl Porcellän, als feine Gaze, Fächer und Laternen mit Blumen, Thieren und Landschaften zu malen, die man mit Recht bewundert.

Die Malerarbeit wird in eben dem Arbeits Hause unter verschiedene Hände vertheilet. Einer zeichnet nur den ersten Farbenzirkel an den Enden des Stückes; ein anderer entwirft die Blumen; und der dritte malt sie aus. Einer zeichnet Flüsse und Berge; ein anderer Vögel; und der dritte viersfüßige Thiere. Die Menschengestalten werden gewöhnlich am schlechtesten unter allen gemacht.

Man

Man macht Porcellän von allen Farben. Einiges hat einen Grund, wie unsere Brenns gläser; anderes ist ganz roth, entweder von Oelfarbe, oder angeblasener rothen Farbe, mit kleinen Linseln, wie unsere Wassers farbenmalerey. Einiges ist mit Landschaften bemalt, und mit Vergoldung erhoben. Alle diese Arten sind sehr schön, aber außerordentlich theuer.

Die Jahrbücher von King te hing berichten, die Leute hätten sich vormals des weissen Porcelläns bedienet; dieses sey erst mit dem Lyan oder Azur, oder Lasur (dieses ist der armenische Stein) gemalt worden, und solches werde auf folgende Weise zugerichtet: Erstlich brenne man es vier und zwanzig Stunden in einer wohlverklebten Porcellänbüchse im Sande des Ofens, che solcher erhitzt wird; alsdann machen sie es zu dem zartesten Pulver, eben so, wie andere Farben, in grossen Porcellänmörsern, deren Böden sowohl, als die Mörselkeulen, nicht glazirt sind; sieben es durch, thun es in ein glazirtes Gefäß, und giessen siedend Wasser darauf. Nachgehends rühren sie es um, nehmen den Schaum weg, und giessen das Wasser behutsam ab. Dies muß zweymal wiederhollet werden. Nach diesem



sem reiben sie das blaue, weil es noch naß ist, und einem sehr feinen Teige gleicht, lange Zeit in einem Mörsel.

Man versicherte dem Verfasser, der Azur sein würde in Kohlengruben oder in der rothen Erde, die unweit davon liegt, gefunden. Wo sich einer auf der Oberfläche zeigt, da findet man im Nachgraben mehrere. Er bricht in der Grube in kleine Stücken, ungefähr so groß, als ein Mittelfinger; sie sind aber flach und nicht rund. Der grobe Azur ist gemein genug, aber der feine ist sehr selten. Das Auge unterscheidet ihn beschwerlich, sie versuchen ihn aber dadurch, daß sie ein Stück damit mahlen, und alsdann brennen. Könnte Europa diesen feinen Lhan oder Azur, und die schöne Lsau, (vorhin hieß es Lswi) welches eine Art Violett ist, liefern: so würden solches vortrefliche Waren für King te hing seyn. Von der letztern gilt das Pfund einen Lhang und acht Lhen oder zwei Thaler 15 gute Groschen, und eine Wäse von dem feinen Lhan, die nur zehn Unzen hält, kostet zwei Lhang, oder zwei Thaler 22 gute Groschen; also die Unze 7 gute Groschen.

Die rothe Farbe wird aus Lsau san oder Kupferwasser gemacht. Sie geben davon ein
Pfund

Pfund in einen Schmelztiegel, und bleiben solches wohl an einen andern. Oben an dem letztern ist eine kleine Oefnung solchergestalt zugeschlossen, daß sie im erforderlichen Falle wieder entdeckt werden kann. Alsdann legen sie ringsherum glühende Kohlen, und umschließen es mit Ziegeln, um ein stärkeres Feuer zu machen. Die Materie ist nicht eher zur Vollkommenheit gelanget, als bis der schwarze Dampf aufhört, und eine Art von einer kleinen dünnen Wolle darauf folget. Man nimt ein wenig davon, und besprehet es mit Wasser, worauf sie es auf Tannenholze versuchen. Wenn es auf demselben eine helle rothe Farbe verursacht: so nehmen sie das Feuer weg; und wenn es ganz kalt ist, finden sie einen kleinen Klumpen Rothes am Boden des Schmelztiegels; aber die feinste rothe Farbe hängt am obersten Schmelztiegel. Ein Pfund Kupferwasser giebt vier Unzen Rothes.

Ob das Porcellän gleich von Natur weiß ist, und durch das Glasieren noch weißer wird; so brauchen sie doch bisweilen eine weiße Farbe, solches zu malen. Diese wird aus einem Pulver von durchsichtigen Feuersteinen gemacht, die man eben so, wie den Azurstein, im



im Ofen calcinirt. Zu einer halben Unze dieses Pulvers thun sie eine Unze Bleiweiß, welches auch zu Verferrigung der Farben genommen wird. Z. B. zu grüner Farbe setzen sie zu einer Unze Bleiweiß, und einer halben Unze gepulverter Feuersteine, drey Unzen Tongwahren, welches nach den Nachrichten, die der Verfasser davon erhalten konnte, die feinsten Feilspäne von gehämmerten Kupfer seyn müssen. Das solchergestalt zubereitete Grün wird die Mutter des Violets, wenn man zu jenem noch weiße Farbe setzt; und je mehr von der grünen genommen wird, desto tiefer wird das Violet. Das gelbe entsteht, wenn sieben Quentchen zubereitetes Weißes mit drey Quentchen Kupferwasserrothes vermengt werden. Wenn man vorerwähnte Farben auf Porcellän trägt, nachdem es gesfirnißt und gebrannt worden ist: so zeigen sie sich nicht eher, als nach dem andern Brennen. Das Chinesische Buch meldet, sie würden mit Bleiweiße, Salpeter und Kupferwasser aufgetragen: allein die christlichen Porcellänarbeiter erwähnen nichts, als Bleiweiß, welches mit der Farbe, wenn sie im Gummiwasser aufgelöst ist, vermengt wird.

Die rothe Delfarbe, *Yew li hong* genannt, wird aus gepulvertem rothen Kupfer, und dem Pulver eines Steines, der ins Röthliche fällt, versertiget. Ein chrisilicher Arzt versicherte den *Dentrecolles*, dieser Stein sey eine Art von Alaun, und werde in der Arzenei gebraucht. Sie stossen alles in einem Mörser klein, vermengen es mit Knabenurine und dem Oele *Pe pew*. Aber aus der Menge dieser zusammengesetzten Sachen machen sie ein Geheimniß, das der Verfasser nie herausbringen konnte. Dieses tragen sie auf das Porcellän, ohne sich eines andern Firnisses zu bedienen, und sehen darauf, daß es bey dem Brennen nicht auf den Boden des Stückes läuft. Dieses Kupferpulver wird aus dem Kupfer und Bleie gemacht, die aus den Silbereingüssen v. schlechter Feinheit, deren man sich an statt des Geldes bedienet, abgesondert werden. Ehe das geschmolzene Kupfer gesetzt, tunken sie einen kurzen Besen nicht tief ins Wasser, und sprengen das Wasser aufs Kupfer, indem sie den Stiel des Besens etwas schütteln. Dieses verursacht, daß sich eine Haut über das Wasser zusammensetzt, welche sie mit kleinen eisernen Zangen abziehen, und in kaltes Wasser tunken: daraus

ent;



entsteht das Kupferpulver, und sie bekommen mehr, so oft sie dieses Verfahren wiederholen. Der Verfasser meint, wenn das Kupferwasser in Aqua forte aufgelöst würde: so mögte dieses Kupferpulver zur rothen Farbe tauglicher seyn. Aber die Chinesen wissen weder Aqua forte noch Aquaregia zu machen.

Um die andere Art Porcellän mit Thei-ling, oder angeblasenem Rothe zu machen, nehmen sie eine Röhre, und bedecken ein Ende mit feiner Leinwand oder Gaze, legen solches alsdann gelinde auf das schon zubereitete rothe Pulver, welches sich an die Gaze anhängt, und blasen hernach durch das andere Ende auf das Porcellän, das daher wie mit rothen Flecken bedeckt erscheint. Diese Art Porcellän ist noch theurer und seltener, als die vorige, weil sie schwerer zu machen ist. Das Blaue wird leichter aufgeblasen. Sie könnten eben so etwas mit Golde oder Silber überstreuen, wenn jemand die Kosten daran wenden wollte. Manchmal blasen sie auch den Firniß auf diese Art auf, wenn das Porcellän so fein u. so zart ist, daß man es nicht hantieren kan, ohne es auf Baumwolle zu legen.

Das Rothe, das aus dem Tsau fan oder Kupferwasser gemacht wird, sehen sie dergestalt

stalt zusammen: zu einem Lhang oder Tael Bleiweiß thun sie zwey Lshen dieses Rothen, und vermengen sie trocken, indem sie beides zusammen durchsieben. Alsdann verbinden sie beides mit Wasser und ordentlichem Leimen, der so dick, als Fischleimen, gemacht worden ist; davon hält das Rothe an, wenn es auf das Porcellän getragen wird, daß es nicht läuft.

Um Weißes zu machen, setzen sie zu einem Lhang Bleiweiß drey Lshen und drey Zwen des zartesten Pulvers von den durchsichtigsten Feuersteinen, die im Sande des Ofens vorerwähntermassen calcinirt werden, und bedienen sich des Wassers nur, um sie zu verbinden.

Dunkelgrün erhalten sie durch Vermischung eines Lhangs Bleiweiß, dreyer Lshen und drey Zwen Feuersteinpulver, und acht Zwen oder fast ein Lshen Tong toha pyen. Dieses letztere ist nichts anders, als das leichteste von dem Kupferhammerschlage, das bey dem Hämmern des geschmolzenen Kupfers davongeflogen, und von den kleinsten Theilchen dieses Metalls, die zum Grünen nicht taugen, besreyet ist.



Die gelbe Farbe entsteht, wenn ein Tsang Bleiweiß, drey Tszen und drey Zwen Feuersteinpulver, und ein Zwen acht Li reines Roth zusammengesetzt werden; manche nehmen von dem letztern dreitheil Zwen. Ein Theil Grünes zu zwey Theilen Weissen, machet ein sehr helles Meergrün. Zwey Köpschen voll Dunkelgrün zu einem Köpschen Gelb, machen das Ku lu grüne, welches einem etwas verwelkten Blatte gleicht.

Zum Schwarzen machen sie aus Azur mit Wasser vermengt eine etwas dicke Feuchtigkeit, indem sie noch gemeinen Leimen dazu thun, der in Kalk emacerirt, und zur Dicke eines Mundleimens eingesotten worden ist. Wenn sie das Porcellän gemalt haben, das mit dieser Farbe von neuem soll gebrannt werden, so bedecken sie die Oerter mit Weisssem; und bey dem Brennen verbindet sich das Weisse mit dem Schwarzen, wie der gewöhnliche Firniß mit dem Blauen.

Ein Tsang Bleiweiß, drey Tszen und drey Zwen Feuersteinpulver, und zwey Li Azur, machen ein dunkles Blau, das ins Violet fällt. Einige wollen hierzu acht Li Azur erfordern. Das dunkle Violet wird aus dem Tsou gemacht, welches ein Mineral ist, das dem



dem römischen Vitriole gleicht. Der Verfasser schloß aus den Antworten, die er auf seine Fragen erhielt, man bekomme es aus den Bleibergwerken, und es dringe daher von sich selbst, wie das Bleiweiß, ins Porcellän. Man findet es zu Kanton; was aber von Peking kommt, ist das beste. Ein Pfund kostet einen Lhang und acht Tshen. Wenn es geschmolzen oder weich gemacht ist: so gebrauchen es die Goldschmiede wie Schmelzglas: sie legen es auf eine Lage von gemeinem oder Fischleimen, damit es sich nicht abnutzet.

Das Tschu zuzubereiten, machen sie ein feines Pulver daraus, welches sie dadurch reizen, daß sie es in einem Gefäße voll Wasser bewegen, da dann der Erystall auf den Boden fällt. Die solchergestalt benutzte Masse verliert ihre schöne Farbe, und fällt ins Aschfarbene; erhält aber die Violetfarbe wieder, so bald das Porcellän gebrannt ist. Das Tschu hält sich so lange, als man will; und wenn sie malen wollen, so benetzen sie es nur mit Wasser, worin, wenn sie es gut befinden, etwas gemeiner Leimen gemengt wird. So wohl dieses, als die andern Farben, braucht man nur auf das Porcellän, das zum zweifemmale gebrannt wird.



Das Porcellän zu vergolden oder zu versilbern, thun sie zwey Zwen Flepweiß zu zweyen Tsyen Gold oder Silberblättchen, die sorgfältig aufgelöst worden sind. Das Silber hat auf dem Firnisse Tsi fin einen besondern Glanz; aber die versilberten Gefässe dürfen nicht so lange in dem kleinen Ofen bleiben, als die vergoldeten, weil das Silber verschwinden würde, ehe das Gold seinen völligen Glanz erhielte.

Oft nehmen sie Schalen, die schon in grossen Ofen gebrannt worden, aber noch nicht überfirnißt sind, und tunken sie in die Gefässe, in denen die zubereitete Farbe ist, wenn sie alles von einer Farbe haben wollen. Werlangten sie aber verschiedene Farben auf einem Stücke, wie diejenigen sind, die sie Whang lu wan heissen, welche in Vierecke, von denen eines grün, das andere gelb u. s. w. ist, getheilt sind: so tragen sie diese Farbe mit einem grossen Pinsel auf. Das ist es alles, was sie mit dieser Art Porcelläne, machen, ausgenommen, daß sie schon, nachdem es im grossen Ofen ist gebrannt worden, den Thieren etwas rothe Farbe in den Mund streichen und dergleichen; denn diese Farbe vergeht im Feuer, und ist überhaupt nicht sehr beständig

dig. Wenn sie es das zweytemal brennen: so müssen sie es auf den Boden des Ofens u. unter das Lustloch setzen, wo das Feuer nicht so gar stark ist: weil ein heftiges Feuer die Farben vertreiben würde.

Diejenigen Farben, die sich zu dieser Art Porcellän schicken, werden folgendergestalt zubereitet: Grün zu machen, nehmen sie Tong wa hien, Salpeter und Feuersteinpulver, aber der Verfasser konnte nicht erfahren, in was für Verhältnisse. Wenn solche Stücke, jedes besonders, in ein sehr zartes Pulver gebracht sind: so vermischt man sie mit einander vermittelst des Wassers. Das gemeinste Blau mit Salpeter und Feuersteinpulver vermischt, giebt Violet. Das gelbe entsteht, wenn man 3. B. drey Eszen Kupferrothes zu drey Unzen Feuersteinpulver und drey Unzen Bleiweiß setzet. Weiß zu machen, thun sie vier Eszen Feuersteinpulver zu einem Pfund Bleiweiß.

Die Farbe des schwarzen Porcelläns, welches Unnen heißt, ist eine Art Bleifarbe, die fast wie Brei gläser aussieht; u. das Gold, welches sie hinzusetzen, macht sie noch angenehmer. Sie vermengen drey Unzen Azur mit sieben Unzen gemeinem Steinöle, und tragen

es auf, wenn das Porcellän trocken ist. Durch Veränderung dieser Verhältnisse kann man dunklere oder höhere Farben erhalten. Nach dem Brennen tragen sie das Gold auf, und brennen es alsdann wieder in einem besondern Ofen.

Das glänzende oder spiegelartige Schwarze, das sie *liking* heißen, (welches bloß von einem ungeschickten Zufalle im Ofen herrühret), wird dem Porcelläne ertheilt, wenn man es in ein etwas dickiges flüssiges Gemengsel von zubereitetem Azur tauchet. Zu zehn Unzen gepulvertem Azur, (der feinste ist eben nicht nöthig), thun sie ein Köpfchen *Tsi kin*, sieben von *Pe new*, und zwey von dem Oele, das aus der Farrenkrautasche mit Kalk verbrannt entsteht. Dieses Gemengsel führet seinen Firniß im Brennen mit sich. Man muß solche Stücke gegen die Mitte des Ofens setzen, und nicht zu nahe an den Bogen, wo das Feuer am heftigsten ist.

Sie machen eine Art von Porcellän, die durchlöchert ist, mit einem Köpfchen in der Mitte, das mit dem durchlöcherten nur ein Stück ausmacht. Der Verfasser hat diese Art nicht gesehen; es ist ihm aber eine andere Gattung vorgekommen, worauf Chinesisches
und

und tatarisches Frauenzimmer nach dem Leben gemalt war. Die Kleidung, die Farbe und die Züge waren alles ungemein artig ausgedruckt, und in einiger Weite schien es wie ein Schmelzwerk.

Wenn man nur das Oel von weissen Zens erfeinen auf dem Porcellän gebrauchet: so wird eine besondere Art, Namens Tswiti, daraus, die marmorirt und voller unzähligen Adern ist; so daß es in einiger Entfernung aussieht, als wäre es zerbrochen gewesen, und wieder zusammengesetzt worden. Es stellt eine Art mosaischer Arbeit vor. Dieses Oel giebt eine weisse etwas ins Aschfarbene fallende Farbe; und wenn man es auf blaues Porcellän aufträgt, so wird solches wie marmorirt, und sieht aus, als ob es Risse hätte, nachdem es trocken ist.

Das Porcellän, Long tsi en genannt, fällt ins Olivenfarbene, und war zu der Zeit, da Dentrecolles schrieb, in China Mode. Einiges davon heißt, Tsing so, von einer Frucht, die den Oliven ziemlich gleicht. Sie geben ihm diese Farbe, indem sie sieben Becher von Tschin Firnisse mit vier Bechern von Pe pew, zwey Bechern oder ungefähr so viel von Oele von Kalk und Farrentrautafasche, und einem



Becher von Iswi pew oder Feuersteindöle, vermengen. Das Iswi pew verursacht, daß sich eine Menge kleine Adern auf dem Porcellän zeigen; wenn es aber allein aufgetragen wird: so ist das Porcellän zerbrechlich, und giebt keinen Klang.

Man brachte dem Verfasser eine Art, Pappn oder Verwandlung genannt; vielleicht daß solches von der zu starken oder zu schwachen Hitze im Ofen herrührte. Die Arbeiter wollten Gefäße mit aufgeblasener rothen Farbe machen: aber hundert Stücke giengen gänzlich verlohren, und die, von denen hier die Rede ist, kamen wie eine Art Achat aus dem Ofen.

Wenn sie bis zum Vergolden fertig sind: so reiben sie das Gold klein, und lösen es in einem Porcellänschälchen auf, bis es sich wie eine halbe Kugel setzet: alsdann lassen sie es trocknen, und lösen es, wenn sie es brauchen, stückchenweise in Summivasser auf. Mit dreßsig Theilen Gold verbinden sie drey Theile Gienweiß, und legen es auf das Porcellän, wie die andern Farben. Da das solchergestalt aufgetragene Gold nach einiger Zeit seinen Glanz verlihet: so erneuern sie solchen wieder, indem sie das Porcellän mit reinem Wasser

fer benetzen, und die Vergoldung nachgehends mit einem Stücke Achat reiben. Sie müssen aber darauf Acht haben, das Stück allezeit nach einer Seite zu reiben z. B. von der rechten Hand nach der linken.

Damit die Ränder des Porcelläns nicht zerfließen: so verstärken sie solche mit gepulverten Kohlen von Bambu, davon aber zuvor die grüne Rinde weggenommen ist. (Die Asche von der Rinde würde, ihrem Berichte nach, verursachen, daß das Porcellän in Ofen spränge). Sie vermengen solche mit Firnisse, der sie grau aschfarben macht. Diese Vermischung tragen sie mit einem Pinsel auf die Ränder des trocknen Porcelläns, wenn es auf die Scheibe kommen soll. Der Verfasser glaubt, Kohlen von Weiden oder Ellern, die etwas ähnliches mit dem Bambu haben, könnten diese Stelle in Europa ersetzen. Er bemerkte auch, daß sie den Firniß, ehe sie ihn auf das Porcellän (besonders auf das Feuer), legen, glatt machen, und auch die geringsten Ungleichheiten mit einem Pinsel von sehr kleinen Federn wegnehmen, den sie nur mit ein wenig in Wasser nessen, und gelinde über das ganze Gefäß wegführen.



Wollen sie dem Porcellän eine ungemeine Weiße geben; es sey daß es diese Farbe behalten soll, oder daß sie es malen, vergolden, und wieder brennen wollen: so thun sie dreys zehn Schälchen Pe yew zu einem Schälchen Farrenkraut asche, dabey alles gleich flüssig gemacht wird. Mit diesem Firnisse kann das Porcellän in die stärkste Ofenhize gebracht werden; er ist aber so stark, daß sie das Porcellän blau zu machen, nur sieben Schälchen Pe yew zu einem Schälchen von Kalk und Farrenkraut asche Firniß thun; sonst würde nach dem Brennen die Farbe nicht durchscheinen.

Es ist dienlich zu bemerken, daß das überfirniste Porcellän, wenn der Firniß viel Farrenkraut asche enthält, in einem gemässigt heißen Orte des Ofens, nemlich nächst den drey ersten Reihen, etwan anderthalb Fuß vom Boden, brennen muß. Stünde es oben, so würde die Asche bald schmelzen, und bis ganz hinunter durch das Porcellän laufen. (Wenn ein kleines Stück Kupfergeld oben auf eine von den obern Säulen gelegt würde: so würde es, so bald es geschmolzen wäre, alle Gefäße, die gleich darunter lägen, durchlöchern). Eben das geschieht bey dem Delrothsen,

then, bey dem aufgeblasenen Nothen, und dem Long tſhon, wegen des Kupferpulvers, das zu diesem Firnisse kommt. Dieser Stand ist vor das Porcellän bequem, das mit dem Tſwei gew: Firnisse überstrichen ist, der die Ydern verursacht.

Wenn das Gefäß ganz blan werden soll; so tunken sie es in Lyan oder Azur, der im Wasser zubereitet, und zur gehörigen Dicke benezt ist. Zu dem aufgeblasenen Blauen, Tſwei tſing genannt, brauchen sie den feinsten Azur, auf vorhinbeschriebene Art zugerichtet. Sie blasen ihn auf das Gefäß, und geben solchem, wenn es trocken ist, den ordentlichen Firniß allein, oder mit Tſwei gew vermengtet, wenn es Ydern bekommen soll.

Einige Arbeiter zeichnen auf den trocknen Azur, er mag aufgeblasen, oder auf andere Art aufgetragen seyn, mit einer langen Nadel Figuren, die sich entdecken, wenn es gefirnißt und gebrannt ist. Das Porcellän, das erhabene Gestalten von Blumen, Drachen und dergleichen zeigt, erfordert nicht so viele Arbeit, als man sich wohl einbilden möchte. Denn nachdem man sie mit einem zum Eingraaben dienenden Werkzeuge verzeichnet hat: so macht man nur leichte Einschnitte um sie herum



um, ihnen eine Erhöhung zu geben, und trägt alsdann den Firniß auf.

Eine gewisse Art Porcellän wird folgender Gestalt gemacht. Erstlich tragen sie den ordentlichen Firniß auf, und brennen es; alsdann malen sie es, und brennen es wieder. Oft dienet das zweyte Brennen bloß, die Fehler zu verdecken, indem man auf die schadhafsten Stellen Farben trägt. Die starke Farbe auf diesem Porcelläne macht es bey vielen beliebt; gewöhnlich entdeckt man Ungleichheiten darauf.

Daß die Farben sich mit dem gebrannten und gefirnißten Porcelläne, vermittelt des Bleiweisses, genau verbunden haben, veranlaßte bey dem Verfasser den Einfall, man könnte vielleicht die Kunst, auf Glas zu malen, wieder hervorbringen, wenn man die Farben mit Bleiweisse vermengt auf das Glas trüge, und es nachgehends wieder brennte.

Er bemerkt bey dieser Gelegenheit, die Chinesen hätten sonst die Kunst besessen, Fische und dergleichen an die Seite eines Porcelläns gefäßes zu malen, die sich nicht eher gezeigt hätten, als bis das Porcellän voller Feuchtigkeit gewesen wäre. Diese Art von Porcellän nennen sie *Kya tsing*, das ist, gepreßten Azur.

Was



Was sie von der Kunst noch übrig behalten haben, das kommt darauf an: die Gefässe, die solchergestalt sollen gemalt werden, müssen sehr dünne seyn; die Farbe wird auf der innern Seite sehr stark aufgetragen, und Fische, die sich am besten dazu schicken, werden meistens gemalt. Wenn die Farbe trocken ist, so überstreichen sie solche mit einer dünnen Lage Porcellänteiges, firnissen alsdann die innere Seite des Gefässes, und bringen es auf die Scheibe. Die äussere Seite wird so dünne, als möglich, gemacht, alsdann in den Firniß getaucht, und in dem ordentlichen Ofen gebrannt. Man kann sagen, daß auch noch izt der feinste Azur sich auf dem Porcelläne von neuem zeigt, nachdem er verschwunden ist. Denn wenn sie ihn auftragen, so hat er eine matte schwarze Farbe; aber wenn er trocken und gefirnißt ist, so vergehet er gänzlich, und das Porcellän sieht ganz weiß aus; und doch bringt das Feuer alle Schönheit der Farben zum Vorscheine.

Es steckt bey allem dem viele Kunst im Auftragung des Oels oder Firnisses, so wohl daß es in gehöriger Menge, als recht gleichförmig geschieht. Dünnes und zartes Porcellän wird zweymal sehr gelinde überstrichen: denn wenn
man



man ihn zu dicke auftrüge, so würde es sich gleich werfen. Diese beiden Lagen, die man auf selbiges trägt, gelten so viel, als eine Lage, die dem feinen Porcelläne, das stärker ist, gegeben wird. Die erste von jenen beiden wird durch Besprengen, die zweite durch Eintauchen aufgetragen. Sie nehmen das Gefässe von aussen in eine Hand, und halten es schief über den Topf mit dem Firnisse; mit der andern Hand giessen sie so viel hinein, als zureicht, es über und über zu besprengen. Dieses wird bey vielen Gefässen wiederholet; und so bald das erste trocken ist, so überstreichen sie dieselben aussen mit Oele, in welcher Absicht sie eine Hand in das Gefässe thun, und mit der andern einen kleinen Stock an die Mitte des Fusses ansetzen, und es solchergestalt geschwinde in das Oelbehältniß tauchen.

Vorhin ist gesagt worden, daß der Fuß der Schälchen ungestalt gelassen wird, und man bringt ihn wirklich nicht eher auf die Scheibe, um ausgehült zu werden, als bis er gefirnist ist. Innerhalb der Höhlung malen sie einen kleinen Zirkel, und oft einen Chinesischen Schriftzug, und firnissen ihn alsdann; welches die letzte Arbeit daran ist: denn gleich darauf kömmt es in den Ofen. Die Chinesen,

sagt

sagt Sonnerat, haben nicht einen einzigen Maler; sie wissen weder Zeichnung noch Stellung in ihre Stücke zu bringen. So viel ist richtig, daß sie die Farben sehr artig auf Glas zu malen verstehen; aber die unvermischten und allzugrellen Farben, die sie dicht an einander hin flexen, verdienen wohl nur von Unwissenden den Namen der Gemälde. Ihre schlecht gezeichneten Schmierereien blenden bloß durch die Illumination. Nachdem sie den Umriss gemacht haben, entwerfen sie dieselben niemals im Ganzen, um von ihrem Eindruscke zu urtheilen, sondern sie bearbeiten jeden Theil einzeln, und vollenden ihn, ohne an das Ganze zu denken. Da sie nicht im Stande sind etwas zusammen zu setzen, so zeichnen sie alles durch, was sie malen; und weil derjenige, welcher Kopf und Herme gemalt hat, die Draperie nicht malen kann, so muß das Stück unter die Hand eines zweiten, und von da noch gar unter den Pinsel eines dritten, der den Grund davon ausarbeitet. Ueberdas haben sie gar keinen Begriff von der Perspectiv, sondern der Grund ist eben so hellfarbig, wie die Figuren selbst, und alles Entfernte steht in den Wollen.



4) Die Ofen zum Porcellänbrennen.

Die kleinern Ofen werden von Eisen gemacht, gewöhnlich aber sind sie von Erde. Der, den Dentrecolles gesehen hat, war etwa so hoch, als ein Mann, und so weit, als ein Weinsfaß. Er bestand aus einer Art grosser viereckiger Hohlziegel, ungefähr einen halben Zoll dick, anderthalb Fuß lang, und einen Fuß breit, die einer über den andern gesetzt, und sehr wohl zusammen verbunden waren. Man hatte sie vor dem Brennen so eingerichtet, daß sie sich nach der Rundung des Ofens schickten, wenn man sie zusammen setzte. Er stand etwa einen halben Fuß von der Erde, auf zwey oder drey Schichten dicker oder schmalen Ziegel, und mit einer festen Ziegelmauer rings herum, die unten drey oder vier Lustlöcher hatte. Zwischen dieser Mauer und dem Ofen bleibt etwa ein halber Fuß Raum, ausgenommen an zweyen oder dreyen Orten, die ausgefüllt waren, und den Ofen unterstützten.

Sie füllen ihn mit dem Porcelläne, das zum zweytenmale soll gebrannt werden, übereinander gesetzt, so daß das kleinere in dem größsern steht, doch aber die gemalten Seiten
nirz



nirgends berühren: denn das würde sie verderben. Kann man das Porcellän auf diese Art nicht bequem über einander setzen: so setzen sie es reihenweise in den Ofen, von unten bis oben hinaus, und bedecken alles mit Platten, die aus eben der Erde gemacht sind, aus welcher der Ofen besteht, oder mit Stücken von den zum Porcelläne gehörigen Behältnissen.

Wenn dieses geschehen ist: so bedecken sie das Obere des Ofens mit Ziegeln von der Art, die seine Seiten ausmachen. Diese greifen in einander ein, und werden mit Mörtel oder angefeuchteter Erde verbunden; nur bleibt in der Mitte eine Oeffnung, das Porcellän dadurch zu betrachten. Nachgehends zünden sie eine Menge Kohlen unter dem Ofen, und in seinem Obertheile an; von da schaffen sie dieselben in den Raum zwischen der Mauer und dem Ofen. Wenn das Feuer recht heftig ist, so sehen sie von Zeit zu Zeit durch die Oeffnung, die nur mit einem Stücke von einem zerbrochenen Topfe bedeckt ist, und wenn sich die Gefäße mit einem Glanze zeigen, und die Farben hell und lebhaft sind, so nehmen sie erst das Feuer, und nachgehends das Porcellän weg. Der Verfasser ist oft er-



staunt, wenn er einen hat auf seinen Schultern getrost zwei lange Bretter von Porcellän wegtragen, und auf diese Art, ohne etwas von seiner Ladung zu zerbrechen, durch verschiedne Strassen voll Volks gehen sehen.

In einer Art von Vorhofe oder Halle vor dem Ofen, steht ein Haufen irdener Büchsen und Behäuse, um das Porcellän hineinzusetzen. Jedes, auch das kleinste Stück hat sein besonderes Behältniß, sowohl mit Deckeln, als ohne Deckel. Diese Deckel hängen während des Brennens nicht fest an dem untern Theile, und lassen sich leicht durch einen gelinden Schlag darauf absondern. Bey kleineren Stückchen, als Thee und Chocoladenschälchen, dienet ein Behältniß vor verschiedene. Innerhalb des Behältnisses machen sie ein Lager von sehr feinem Sande, mit Kaulin Staube bestreuet, damit sich der Sand nicht an den Fuß des Schälchens anhängt. Auf dieses Behältniß wird ein anderes ebenfalls voll Porcellän hineingesetzt, so daß es jenes ganz bedeckt, ohne die Gefäße die darinnen sind, zu berühren. So füllen sie den Ofen mit hohen Säulen von irdenen Gefäßen oder Büchsen übereinandergesetzt an.



Was das kleinere Porcellän betrifft: so ist solches in runde Behältnisse enge eingeschlossen, und jedes Stück wird auf ein irdenes Schälchen, das zwey Kronen dick und breit genug ist, gesetzt; es ist ebenfalls unten mit dem Kaulin Staube bestreuet. Wenn diese Behältnisse etwas breit sind, so thun sie in die Mitte kein Porcellän, weil es alsdann zu weit von den Seiten kommen, und also aus Mangel gehöriger Stärke, sich öffnen und nachgeben würde, wodurch die ganze Säule Schaden leiden könnte. Diese Büchsen sind vier Zoll hoch, und ein Theil von ihnen ist so wohl ungebrannt, als das Porcellän. Wenn das Porcellän in selbige gelegt wird, so greift es der Arbeiter nicht viel mit den Händen an, aus Furcht es zu beschmutzen, zu drücken, oder zu zerbrechen, (denn es ist ungemein zerbrechlich) sondern er nimt es, vermittelst eines kleinen Strickes, herunter, der an die beyden etwas gekrümmten Haken einer hölzernen Gabel befestiget ist. Diese hält er in einer Hand, und mit der andern legt er die beyden Enden des Stricks kreuzweis, das Gefäß einzuschließen, welches er solchergestalt gelinde aufhebt, und ungemein schnell in das Behältniß auf sein Schälchen setzt.



Die beiden untersten Behältnisse eines jeden Hausens sind leer, weil die Hitze allda nicht stark genug ist. Ueberdies ist ein Theil von ihnen mit dem Sande bedeckt, der unten auf dem Boden des Ofens aufliegt, um die Porcellänsäulen besser zu tragen, die in der Mitte wenigstens sieben Fuß hoch sind. Aus eben der Ursache ist die obere Büchse jeder Säule ebenfalls leer. Der Ofen ist überall voll, ausgenommen unter dem Luftloche. In der Mitte stehen Säulen vom feinsten Porcellän, unten das schlechtere, und an der Oeffnung das, welches stark gefärbt ist. Alle Säulen sind sehr nahe beisammen, und oben, unten und in der Mitte, vermittelst gewisser Stücken Erde, aneinander gefügt, die so geschickt gelegt sind, daß die Flamme überall frey durchschlagen kann.

Alle Erde taugt nicht zu Verfertigung der Büchsen oder Behäuse. Man bedienet sich dreier Arten. Eine ist gelb und gemein genug, davon werden die Böden gemacht; die andere, Namens *kan tu*, ist eine starke Erde; die dritte, *Pew tu*, ist blig. Diese beiden letztern gräbt man in Winter aus gewissen Gruben, wo man im Sommer nicht arbeiten kann.

lann. Sie werden unweit King te hing zubereitet. Wenn sie in gleichen Theilen vermengt werden, so kosten die Büchsen etwas mehr, aber sie dauern lange. Nimt man von der gelben Erde mehr: so halten sie selten über zwey oder drey mal das Brennen aus, ohne zu zerbrechen. Ist eine Büchse zerprungen, oder hat sie nur einen Riß, so binden sie solche mit Weiden zusammen, welches auf diesmal die Büchse erhält, ob es gleich Feuer fängt. Sie füllen nie den Ofen mit neuen Büchsen, wenigstens muß die Hälfte zuvor gebrannt seyn. Diese werden oben und unten in den Säulen gesetzt, und die ungebrannten in die Mitte.

Die Oefen werden an das Ende einer langen Halle oder eines Vorhofes gesetzt, der statt der Blasebälge dienet, und zugleich ein Warenbehältniß ist. Es dienet eben dazu, worzu der Bogen in der Glashütte gebraucht wird. Die Oefen wurden, wie ein Chinesischer Schriftsteller meldet, vormals nur sechs Fuß hoch, und eben so breit gemacht: izt aber sind sie zwey Faden (oder zwölf Fuß) hoch, und fast vier weit. Der Bogen, oder die obere Rundung, wird immer enger, je näher er



Luftloche kommt, und ist so wohl, als der Körper des Ofens selbst, so dick, das man darauf gehen kann, ohne vom Feuer beschwerliche Empfindung zu haben.

Außer dieser Mündung hat der Ofen um seinen Obertheil herum fünf oder sechs Oeffnungen, gleichsam wie so viel Augen, die mit zerbrochenen Scherben bedeckt werden, um Luft und Feuer im Ofen zu mässigen. Wollen sie sehen, wie das Porcellän gebrannt ist: so decken sie ein Auge auf, das dem grossen Luftloche am nächsten ist, und öffnen eine von den Büchsen mit eisernen Zangen. Ist es gut, so hören sie auf zu feuern, und halten die Ofenthür eine Zeit verschlossen. Dieser Ofen hat einen tiefen Heerd von eben so grossm Umfang, als er selbst hat, und einen oder zwey Fuß weit. Sie steigen auf einem Brette hinauf, um die Reihen des Porcelläns in den Ofen zu stellen. Wenn das Feuer angezündet ist, so verschliessen sie so gleich die Thür und lassen nur eine Oeffnung, um dicke Stücke Holz, einen Fuß lang, hineinzuworfen. Erstlich wird der Ofen einen Tag und eine Nacht erhitzt, worauf zwey Männer, die einander ablösen, immer Holz zulegen. Ein Brand frisst ordentlich hundert und achtzig Lasten.

Vers



Formals verbrannten sie, wie ein Chinesischer Schriftsteller meldete, zweyhundert und vierzig Lasten, und bey regnigem Wetter noch zwanzig darüber; ob schon die Oefen um die Hälfte kleiner waren, als sie jetzt sind. Sie halten sieben Tage und Nächte lang nur ein schwaches Feuer, und machen solches am achten Tage sehr heftig.

Man muß bemerken, daß die Tüchsen, in denen das kleine Porcellän enthalten ist, zuvor selbst sind gebrannt worden, und daß sie die Ofenthüre nicht eher, als fünf Tage, nachdem das Feuer aus ist, öffneten. Den Ofen zu großem Porcellän hielten sie zehn Tage verschlossen. Jetzt verziehen sie einige wenige Tage, um die großen Gefäße aus dem Ofen zu nehmen, weil solche sonst springen würden; aber die kleinen nehmen sie gleich den folgenden Morgen heraus, wenn das Feuer den Abend aufgehört hat, damit sie vielleicht in dem ersten Brennen etwas Holz ersparen. Weil das Porcellän alsdann brennend heiß ist, so bedient sich derjenige, der es aus dem Ofen nimmt, langer Schlingen, die ihn über den Hals hängen.

Das Porcellän, welches in dem kleineren Ofen gebacken worden ist, kann herausges



nommen werden, wenn man bey der Besichtigung findet, daß alles am Boden roth glüend erscheint; daß ein Stück von dem andern, wie es in der Säule steht, zu unterscheiden ist, daß die gemalten Stücke glatt aussehen, und die Farben in das Porcellän auf die Art hineingedrungen sind, wie sich der Firniß mit dem feinen Blauen in der Hitze des grossen Ofens verbindet.

Was das Porcellän betrifft, das im grossen Ofen das zweyte mal gebrannt wird, so halten sie solches vor fertig: 1) Wenn die Flamme nicht mehr roth, sondern weißlich hervorbricht; 2) Wenn sie die Büchsen roth glüend sehen; 3) Wenn der Firniß und die Farben aussehen, wie sie sollen, nachdem man aus einer der obersten Büchsen ein Gefäß genommen hat, und es verfühlt ist, und endlich wenn sie den Sand unten im Ofen glänzend sehen können.

Der Verfasser ist erstaunet, daß nach Verbrennung von hundert und achtzig Lasten Holz in einem Tage, den folgenden keine Asche auf dem Heerde zu finden ist. Die Leute, welche bey diesem Ofen anlegen, müssen das Feuer wohl gewohnt seyn. Man sagt, sie gäßen Salz in ihren Thee, damit sie davon so viel

viel trinken können, als sie wollen, ohne beschwert zu werden; aber wie kann gesalzner Tranke den Durst löschen?

Wenig Brände gerathen vollkommen, und oft verdirbt alles, und Porcellän und Wächsen gehen in ein steinhartes Wesen zusammen. Zu starkes Feuer oder untaugliche Wächsen, können alles verderben. Es ist nicht leicht, den gehörigen Grad der Wärme stets zu erhalten; denn die Veränderung des Wetters hat einen unmittelbaren Einfluß auf das Feuer, Holz und Porcellän selbst. So gehen hundert Arbeiter zu Grunde, gegen einem, der reich wird; und noch hundert sind an ihrem Verderben auch damit selbst Schuld, daß sie immer ihr Glück versuchen, in Hoffnung, genug zu Errichtung eines Kaufmannsladens zusammenzubringen. Daher ist es kein Wunder, daß das Porcellän in Europa so viel kostet. Ueberdies wird das, was nach Europa kommt, fast alles nach neuen Vorbildern gemacht, die oft so seltsam sind, daß es schwer fällt, sie auszuführen; und die Europäer nehmen es wegen des geringsten Fehlers gleich nicht an. In diesem Falle bleibt es dem Verfertiger auf dem Halse, weil es nicht nach dem Chinesischen Geschmacke ist.



e) Geschicklichkeit der Arbeiter, und Vergleichung des Porcelläns von verschiedenen Zeiten.

zu sah
er. Man muß gesehen, die Arbeitsleute
verfertigen solche erstaunliche Sachen,
welches Fremden unmöglich zu seyn scheinen
würde. Der Verfasser hat z. B. eine grosse
Laterne gesehen, wie die Schiffslaternen sind,
die ganz aus einem Stücke Porcellän war, u.
durch welche ein einziges Licht das ganze Zim-
mer zulänglich erleuchtete. Der Erbprinz hats-
te solche sieben Jahre zuvor verfertigen lassen.
Eben so sah er Gefässe, die, ohne dem Deckel,
über drey Fuß hoch waren, und der Deckel er-
hob sich wie eine Pyramide einen Fuß hoch.
Sie bestanden aus drey Stücken, die so künst-
lich zusammengesetzt waren, daß man die Zus-
gen nicht entdecken konnte. Aber man sagte
ihm dabey, daß von vier und zwanzigen, nur
acht gerathen, und die übrigen alle verdorben
wären. Kaufleute in Kanton hatten diese Ur-
nen zum Europäischen Handel bestellt; denn
so theure Sachen gehen in China nicht.

Eine andere Art Porcellän ist auch schwer
zu machen, und deswegen sehr theuer. Es
ist sehr dünn, und innen und aussen glatt,
gleichwohl sieht man Zierrathen, als z. B. ei-
nen Ring von Blumen oder dergleichen dars
auf



aufgegraben. Sobald es von der Scheibe ist, so schlagen sie es auf eine Form, in welche diese Dinge eingegraben sind; auf diese Art nimt die innere Seite die Figuren an, und die äußere machen sie mit einem Meißel dünn.

Gleichwohl können die Chinesischen Arbeiter nicht alles, was man von ihnen fodert, ins Werk richten. Die Europäischen Kaufleute fordern manchmal Stücken Porcellän, die groß genug zum Obertheile einer Tafel, zu einem Sessel, oder zu Rahmen zu einem Gemälde sind. Aber das ist unmöglich; die größten können ungefähr nur einen Fuß haben. Wenn man sie größer macht, so werfen sie sich, man mag sie so dick machen als man will. Die Dicke macht auch diese Arbeiten etwas schwer; daher man, an statt sie ausgefällt zu machen, sie aus zwey hohlen Hälften zusammensetzt.

Die Geschichte von King te ching erwähnt verschiedener Arbeiten, die man auf Befehl der Kaiser, aber vergebens, unternommen. Des Kaisers Kang hi Vater befahl einiges, ungefähr in der Gestalt unserer Gefässe, zu dem Orangenbäumen zu verfertigen, in welchen er die rothen, goldenen oder silbernen Fische halten wollte. Sie sollten drey und eis

nen



nen halben Fuß hoch, der Boden einen halben Fuß dick, und die Seiten vier Zoll dicke seyn. Drey Jahre hinter einander arbeitete man daran, und machte zweyhundert Gefässe, von denen nicht eines gerieth. Eben der Kaiser verordnete grosse Tafeln von Porcellän an die Vorderseite einer Gallerie, jede drey Fuß hoch, zwey und einen halben breit, und einen halben dick, welche aber nicht konnten versertiget werden. Der Erbprinz bestellte ebenfalls verschiedene musikalische Instrumente, besonders eine Art von einer kleinen Orgel, Tsong genannt, ungefähr einen Fuß hoch, die aus vierzehn Pfeifen besteht, deren Klang angenehm genug ist; man konnte sie aber nicht zu Stande bringen.

Die Bildsäule des Pu, (denn jede Profession hat ihren besondern Heiligen), hat ihren Ursprung von den Vorbildern, welche die Werkleute nicht nachmachen können. Einer von den Kaisern befahl, man sollte ihm einige Stücken nach gegebenen Vorbildern machen; die Beamten drohten den armen Leuten mit grosser Schärfe, die dieses als etwas unmögliches vorstellten. Endlich sprang einer von ihnen, aus Verzweiflung wegen des übeln Begegnens, in die Flammen, und ward

im



im Augenblicke verzehrt. Weil aber das Porcellan, das damals im Ofen stand, vollkommen wohl gerieth, wie es der Kaiser verlangte: so hat man diesen Verzwieselten nachgehends als einen Helden angesehen, und zum Vorsteher des Porcellans erwählt.

Ob die Arbeiter gleich keine Orgel zu Stande bringen konnten: so erfüllten sie doch des Prinzen Verlangen mit Flöten, Flageoleten, und einem Instrumente, Namens Yun lo, das aus neun kleinen runden Platten besteht, die ein wenig hohl sind, und verschiedene Töne geben. Sie hängen solche in einem Gestelle in verschiedenen Höhen auf, und schlagen daran, wie auf ein Hackebrett, wovon sie einen schwachen Klockenton geben, der mit andern Instrumenten, oder mit der Stimme zusammen klingt: Am glücklichsten sind sie in Grotesken und Vorstellungen von Thieren. Sie machen Enten und Schildkröten, die auf dem Wasser schwimmen. Der Verfasser hat eine nach dem Leben gemalte Kage gesehen. In ihren Kopf hatten sie eine Lampe gesetzt, deren Flamme die beiden Augen ausmachte; und sie versicherten ihn, die Ratten fürchteten sich vor der Nacht davor. Sie machen auch häufige Bildsäulen von der Qua ein, einer in China



berühmten Göttin. Sie wird mit einem Kins
be in den Armen vorgestellt und die unfruchts
baren Frauen rufen sie an. Man kann sie mit
den alten Bildsäulen der Venus und der Dis
ana vergleichen, nur daß der Qua ein ihre
sehr sitzsam aussehen.

Wegen des Porcelläns von verschiedenen
Alter, haben die Chinesen verschiedene Mei
nungen; einige ziehen das alte, andere das
neue vor. Man hat in Europa das Vorurtheil,
als müßte das beste Porcellän lange Zeit un
ter der Erde begraben liegen. Wahr ist es,
daß man bisweilen bey Aufräumung alter zers
störter Gebäude, oder wenn man Brunnen,
die lange Zeit nicht gebraucht worden sind,
reinigt, schöne Stücke findet, die bey unrus
higen Zeiten dahin verborgen worden sind.
Gegentheils hat der Verfasser auch an solchen
Orten manche vermuthlich alte gefunden, die
mit dem izzigen in keine Vergleichung kom
men; daher er schließt, es habe damals, wie
izz, Porcellän von allerley Werthe gegeben.
Vor den geringsten Hausrath der ersten Kais
ser, Chan und Schun, der seine Schönheit
erhalten hat, (denn nur darin besteht der
Werth) geben sie die größten Summen. Al
les, was das Porcellän durch langes Liegen
unter

unter der Erde erhält, ist bloß eine Veränderung seiner Farben: es sieht wie Eisenbein oder Marmor aus, und daran erkennet man sein Alter.

Nach den Jahrbüchern von King te ching, gab es vormals Gefässe von acht und funfzig oder neun und funfzig Lpangs werth, welches mehr als achtzig Kronen beträgt. Diese Jahrbücher setzen hinzu, es sey zu jedem ein Ofen gebauet, und nichts an Kosten gespart worden. Der Mandarin von King te ching, welcher des Verfassers Freund war, machte seinen Söhnern bey Hofe Geschenke mit dem Ku tong, oder alten Porcelläne, welches er, vermöge einer gewissen Kunst, die er besaß, selbst verfertigte, oder vielmehr nachmachte. Er brauchte viel Arbeiter dazu. Die Materie zu diesen falschen Antiquen, ist eine gelbe Erde, die unweit King te ching gegraben wird. Man macht sie sehr dick. Eine Schüssel, welche der Mandarin dem Dentrecolles gab, war so schwer, als zehn gemeine.

Nichts ist an diesem Porcelläne besonders, als der Firniß, der aus einem gelben Steine gemacht wird, und mit einer größern Menge gemeinen Oels vermischt, die Gefässe meers grün färbet. Nach dem Brennen werfen sie solche



solche in sehr fette Brühe von Kapaunen oder anderm Fleische, brennen sie alsdann wieder, und legen sie einen Monat oder länger, in den unreinsten Sumpf, den sie finden können. Nachdem man sie herausgenommen hat, gessen sie für Stücke von dreihundert bis viertshundert Jahren, oder wenigstens von der vorhergehenden Dynastie der Ming, da Porcellän von dieser Dicke der Hofgeschmack war. Diese falschen Ku tong sind dem wahren so ähnlich, daß sie nicht klingen, wenn man sie schlägt, auch ans Ohr gehalten nicht den geringsten Ton von sich geben.

Ob das Porcellän gleich nicht so durchsichtig, als Glas ist: so ist es auch weniger zerbrechlich. Gut Porcellän hat so wohl, als Glas, einen hellen Klang. Ein Diamant schneidet Glas: also bedienen sie sich auch eines Diamants, um zerbrochen Porcellän wieder zusammen zu setzen. Sie machen damit, wie mit einer Nadel, kleine Löcher hinein, durch welche sie feinen Kupferdrat ziehen, damit es wieder kann gebraucht werden, und der Bruch kaum mehr zu sehen ist. Es giebt Leute, die aus dieser Verrichtung ihr Handwerk machen.



King te ching ist mit dem Abgange und den Bruchstücken des zerbrochenen Porcelläns, u. der Materie aus den Oefen erweitert worden. Sie bauen täglich, und jedes Haus ist mit Mauern umgeben. Die Ziegel, welche lang und breit sind, liegen nicht auf den Gläschen, sondern auf den Ecken. Ihre Borders und Hinterpfeiler werden wechselsweise herausgekehrt; und eine dünne Schicht Mörtel, welche rings um die mittlere Ziegel gelegt wird, verbindet sie mit den Querziegeln. Die rückwärts gekehrte Seite der Mauer ist eben so verfertiget. Je höher sich diese Mauern erheben, desto enger werden sie, bis sie ganz oben, nur eines Ziegelsteines Länge oder Breite haben. Die Querziegel sind so gesetzt, daß sie an die von der gegenüberstehenden Seite nicht antreffen.

Sie bauen auch die Mauern so, daß solche zwischen ihren Flächen eine Höhlung haben, und indem sie immer höher steigen, füllen sie diese Höhlung mit den Scherben aus, und werfen eine Erde, die wie dünner Mörtel angefeuchtet ist, darauf. Dadurch wird alles in eine Masse zusammen verbunden, und die Ziegel halten an einander. In einiger Entfernung sehen die Mauern aus, als wären sie



aus feinem grauen polirten Steine gemacht, und stehen, welches erstaunlich ist, wenn sie oben bedeckt sind, hundert Jahre. Wahr ist, daß sie kein Zimmerholz tragen, welches auf starken hölzernen Pfeilern ruhet.

Das übrige vom Abgange, wird ordentlich auf die Ufer des Flusses unter King te ching geworfen, wo es dem Strome widersteht, und endlich tauglich wird, Straßen darauf zu bauen.

III. Papier, Dinte und Pinsel in China, nebst der Art, Bücher zu drucken, und zu binden.

a) Von der Papiermannufactur.

Diefe Manufactur unter den Chinesen ist so merkwürdig, daß sie eben so wohl eine Beschreibung verdient, als die Seide und das Porcellän. In den ältesten Zeiten des Kaiserthums, hatten sie kein Papier, (welches sie Chinennen) sondern schrieben auf Bretter, und breite Stücke Bambu. Statt einer Feder oder eines Pinsels bedienten sie sich eines eisernen Griffels, oder einer Nadel. Sie schreiben auch auf Metall, und die Liebhaber heben noch Platten auf, auf denen

sehr wohlgemachte Schriftzüge zu sehen sind. Ihr Papier ist so fein, daß die Europäer geglaubt haben, es sey von Seide gemacht, ohne zu bedenken, daß man die Seide nicht zu einem Leiche stampfen kann.

Die Chinesen machen ihr Papier aus der Bambusrinde, oder aus Rinde von andern Bäumen; sie bedienen sich nur der zweyten Schale dazu, die gelinde und weiß ist. Diese stampfen sie im klaren Wasser. Die Formen, deren sie sich bedienen, diesen Zeug auszuschöpfen, sind lang und breit, so, daß sie Bogen von zehn bis zwölf Fuß lang, und länger haben. Jeden Bogen tauchen sie in Wasser, in welchem Zan oder Alaun aufgelöst ist, welches ihnen statt des Leimens dienet; und daher heißen sie es Zan-Papier. Dieser Alaun verhindert, daß das Papier die Dinte nicht in sich zieht, und giebt ihm einen Glanz, als ob es versilbert oder übersternigt wäre; aber es bricht auch leicht. Dieses Papier ist weißer, gelinder und dichter, als das Europäische, ohne die geringste Rauigkeit, die den Pinsel aufhalten, oder die Haare von einander sondern könnte. Weil es aber aus Rinde besteht, so nimmt es leicht Feuchtigkeit an; der Staub legt sich darein, und die Wärmer finden sich



nach und nach hinein; dies verderbt ihre Bücher, wenn sie solche nicht oft ausklopfen und an die Sonne legen.

Außer dieser Art haben sie Baumwollenpapier, welches das weisseste, feinste und gebräuchlichste, auch den vorerwähnten Unvollkommenheiten nicht unterworfen ist: denn es hält sich so gut, und ist so dauerhaft und weiß, als das Europäische.

Was nun folget, hat man aus einem artistgen Werke genommen, das unter der gegenwärtigen tatarischen Familie geschrieben worden ist, und von der Erfindung des Chi oder Papiers, dessen Materialien, Beschaffenheit, Gestalt und verschiedenen Arten handelt. Der Verfasser gesteht, daß der Ursprung dieser alten Erfindung nicht bekannt ist. Sie schrieben auf kleine Stücken Bambus, die beim Feuer gelinde gemacht, und polirt waren, aber ohne die Rinde abzugiehen. Dieses erhellet aus den Schriftzügen Khen und Tse, deren sie sich damals statt Chi bedienten, um die Materie, auf welche sie schrieben, anzuzeigen. Sie schnitten die Buchstaben mit einem zarten Werkzeuge ein, und machten aus diesen kleinen Platten, die sie zusammenhingen, einen Band. Aber diese Bände waren beschwerlich



zu gebrauchen. Seit der Dynastie der Tsu noch vor Christi Geburt, schrieben sie schon auf Stücken Seide oder Leinen, die in die Größe geschnitten waren, welche ihr Buch bekommen sollte. Daher ist der Schriftzug Chi zuweilen aus dem Zuge Se zusammengesetzt, welcher Seide bedeutet, und manchmal aus dem Zuge Lin der Leinen anzeigt.

Endlich erfand im Jahre 95 unter dem Tong han oder ostlichen Han, unter des Hosi Regierung, ein grosser Mandarin des Hofes, eine bessere Art Papier, welche Tsay hien chi oder Papier des Lord Tsay genannt wurde. Dieser Mandarin brachte die Rinde von verschiedenen Bäumen, abgetragene Stücken Seide, und altes hanfenes Zeug durch Kochen zu einer Art dünnen Teiges, daraus er mancherley Papier verfertigte. Er machte auch einiges aus den Seidenknoten, das sie flachspapier nennen. Bald darauf brachten die Chinesen diese Entdeckungen zur Vollkommenheit, und erfanden die Kunst, ihr Papier zu glätten.

Aus einem andern Buche Sui hien chi ist genannt, welches von eben dieser Sache handelt, lernen wir, daß das Papier in der Provinz Se chen vom Hanse gemacht wird, daß



Kau tsong, der dritte Kaiser von der grossen Dynastie der Tang, ein vortrefliches Papier aus dieser Pflanze hat verfertigen lassen, auf welches alle seine geheimen Befehle geschrieben wurden, daß es in Fo kien aus gelinden Bambus, in den nördlichen Provinzen aus der Rinde von Maulbeerbäumen, in Che kyang aus Weizen oder Reißstroh gemacht wird; daß man in Kiang nan aus der Haut, welche in den Hülsen der eingesponnenen Seidenwürmer befindlich ist, ein Pergament verfertiget, welches Lo wen chi heisst, fein und glatt ist, und zu Aufschriften und Schildern dienet; endlich, daß der Baum Thu oder Lu chu in Hu quang den vornehmsten Stoff zum Papiere liefert.

Unter den verschiedenen Sorten des Papiers erwähnt unser Schriftsteller eine, deren Bogen drey und manchmal fünf Chang Länge haben. (Ein Chang ist zehn Fuß. Privatpersonen zu London sollen Bogen haben, welche über siebenzig Fuß lang sind). Er zeigt, wie es verschiedentlich gefärbt, und ohne Silber übersilbert wird; welche Erfindung man dem Kaiser Kau ti von der Dynastie Tschi zuschreibt. Er redet von dem Papiere in Korea, welches, seinem Berichte nach, aus den

Hülsen



Hälsen der Seidenwürmer gemacht wird, und erzehlet, man hätte in diesen Landen, schon von dem siebenten Jahrhundert her, die Abgaben an den Kaiser in Papiere entrichtet.

Es wird in China ungemein viel Papier verbraucht. Ausser der erstaunlichen Menge dessen, welches die Gelehrten verbrauchen, geht auch unglaublich viel in den Privathäusern auf. Eine Seite von ihren Zimmern besteht aus Schränken, die mit Papiere überzogen sind. Auf die übertünchten Wände kleben sie weißes Papier, damit sie weiß und glatt bleiben. Die Decke besteht aus Rahmen, die mit Papiere überzogen sind, und sie malen auf solches allerlei Zierrathen. Kurz, der größte Theil ihrer Häuser zeigt nichts, als Papier, das jährlich erneuert wird.

Man braucht nur die innere Rinde von verschiedenen Bäumen zum Papiermachen; von dem Bambu und Baumwollenstrauche aber wird alles genutzt. Aus einem Walde von dem größten Bambus lesen sie jährige Schößlinge aus, die etwa halb so dick sind, als eines starken Mannes dickes Bein. Nach dem sie die erste grüne Rinde davon abgezogen, und sie in gerade Stücke von sechs bis sieben Fuß Länge gespalten haben, werfen sie



dieselben in einen Sumpf, darinnen zu faulen. Etwa in vierzehn Tagen werden sie aus dem Schlamm genommen, in reinem Wasser gewaschen, in einem grossen trocknen Graben ausgebreitet, und mit Kassebedeckt. In wenigen Tagen nimt man sie wieder heraus, wäscht sie von neuem, und macht eine Art Fäden daraus, die an der Sonne getrocknet und gebleicht werden. Nachgehends wirft man sie in grosse kupferne Kessel, und kocht sie durch und durch, worauf sie endlich mit Stempeln zu einem flüssigen Teige gemacht werden.

Auf Bergen u. in unangebauten Orten findet man eine Pflanze, die lange und harte Ranken treibt, wie der Weinstock. Die Rinde ist sehr glatt und schlüpfrig, wie solches der Name Hau teng ausdrückt. Man heisst sie auch Ko teng, weil sie kleine säuerliche Birnen von einer weißlich grünen Farbe hervorbringt, die gut zu essen sind. Ihre Aeste, die ungefähr so groß sind, als die Weinreben, kriechen am Grunde hin, oder winden sich um die Bäume. Nach unserm Chinesischen Schriftsteller geben die Schößlinge der Ko teng, wenn man sie vier oder fünf Tage in Wasser einweicht, einen flebrichen zähen Saft, wie eine Art von Leime oder Gummi: diesen

diesen vermengen sie mit einem Teige, von dem das Papier gemacht wird, u. nehmen sich in Acht, daß sie nicht zu viel, und nicht zu wenig thun; die gehörige Menge lernet man bloß aus der Erfahrung. Wenn sie diese Vermischung geklopft haben, bis es wie ein dickes schlammiges Wasser wird: so gießen sie es in weite tiefe Behältnisse, die mit vier Mauern bis an eines Mannes Brust hoch eingefaßt, und an den Seiten und unten so wohl verwahrt sind, daß die Feuchtigkeit weder auslaufen, noch sich hineinziehen kann. Die Arbeiter stehen alsdann an den Seiten des Behältnisses, und nehmen mit ihren Kuldern die Oberfläche der Feuchtigkeit weg, die fast den Augenblick zu Papiere wird.

Die Form, deren Rahmen leicht aus einander genommen, erhöht oder vertieft wird, machen sie aus Bambusfäden, die durch Lösser in einer stählernen Platte so fein wie Drath gezogen sind. Nachgehends werden sie in Oele gesotten, bis sie sich recht voll gezogen haben, damit die Form nicht tiefer sinkt, als erfordert wird, die Papierbogen auszuschnitten.

Wenn sie Bogen von außerordentlicher Größe machen wollen: so wird die Form von



Strängen und einer Rolle gehalten. In dem Augenblicke, da man sie in die Höhe zieht, stehen die Arbeiter an den Seiten des Behältnisses fertig, den Bogen sehr geschwind wegzunehmen; alsdann lehnen sie ihn an eine hohle Mauer, deren Seiten wohl geweißt sind, und führen vermittlest einer Röhre in solche an einem Ende die Hitze aus einem Ofen, da dann der Rauch, auf der andern Seite durch ein kleines Luftloch herauszieht. Solchergehalt trocknen sie die Bogen fast so geschwind, als sie dieselben machen können.

Sie wählen zum Papiermachen diejenigen Bäume, die den meisten Saft haben, als den Maulbeerbaum, Eichen, die Stengel von Baumwollensträuchern, Hanse und von verschiedenen in Europa unbekannten Gewächsen. Erstlich schälen sie die dünne äußerste Rinde gelinde von dem Baume ab, welche grünlich ist; alsdann ziehen sie die innere Rinde in sehr langen dünnen Streifen ab. Wenn sie solche im Wasser und an der Sonne gebleicht haben: so bereiten sie dieselbe eben so zu, wie den Bambu.

Das Papier aber, das am meisten im Gebrauche ist, wird aus der innern Rinde des Baumes Chu fu oder Ku chu gemacht, und daher



daher Kuchi genannt. Wenn man dessen Reste zerbricht, so schälet sich die Rinde in langen Streifen wie Bänder ab; nach den Blättern sollte man ihn für einen wilden Maulbeersbaum halten: aber seine Frucht ist der Frucht des Feigenbaumes ähnlicher. Sie wächst ohne Stiel gleich an den Aesten; und wenn man sie abpflückt, ehe sie vollkommen reif wird; so dringt an dem Orten ein milchähnlicher Saft heraus, vollkommen wie bey der Feige. Er kommt mit dem Feigen und dem Maulbeersbaume in so vielen Dingen überein, daß man ihn vor eine Art von Maulbeersfeigenbaume halten sollte. Nichts destoweniger gleicht er noch mehr einer Art Erdbeersträuche, Adrachse, genannt, die von mittelmässiger Höhe ist, und eine glatte, weisse und glänzende Rinde hat, die aber im Sommer aus Mangel der Feuchtigkeith leicht auffpringt. Der Chu fu wächst so wohl als der Erdbeerstrauch, auf Bergen und an steinigen Orten.

Damit das Papier hart wird, und die Dinsten verträgt: so tunkten es die Chineser im Alaunwasser. Die Europäer heissen dieses das Papier mit Fan tränken; weil Alaun Fan heist. Sie schneiden sechs Unzen sehr weissen und reinen Fischleim ganz klein, und werfen



solches in zwölf Löffel voll reines Wasser, welches sie kochen lassen, und es beständig umrühren, damit sich keine Klumpen zusammenhängen. Alsdann lösen sie darinnen drei viertel Pfund weissen calcinirten Alaun auf. Diese Vermischung wird in ein grosses weites Gefäss gegossen, und quer über solches legen sie einen kleinen Stock, der glatt und rund ist. Hierauf stecken sie das Ende von jedem Bogen in einen andern Stock, der durch und durch von einander gespalten ist, tunken den Bogen gelinde ein, und ziehen ihn, so bald er benetzt ist, heraus, indem sie ihn über den runden Stock wegschleifen; worauf sie den andern Stock, der ihn hält, in ein Loch in die Mauer stecken, und den Bogen daselbst trocknen lassen. Davon bekommt das Chinesische Papier seine Stärke, seine weisse Farbe, und seinen Glanz. Einer von den Schriftstellern sagt, diese Kunst sey aus Japan gekommen.

Sie besitzen auch das Geheimniß, dem Papiere mit sehr geringen Kosten, und ohne Blattsilber, eine Silberfarbe zu geben. Sie nehmen sieben Zwen oder zwei Scrupel von Leim, der aus Rindsleder gemacht ist; drei Zwen weissen Alaun; und eine halbe Binde reines Wasser: dieses lassen sie über einem
schwar



schwachen Feuer gelinde verfochen, bis das Wasser verzehret ist, das ist, bis kein Dunst weiter aufsteigt. Alsdann breiten sie einige Bogen Papier auf eine sehr glatte Tafel, und streichen mit einem Pinsel zwey oder drey Lagen Leim gleichförmig darüber. Wenn er nicht gleich liegt, so streichen sie noch einmal welchen auf. Hernach nehmen sie Talspulver, welches so, wie in der Folge gezeigt wird, zubereitet worden, sieben solches durch ein Sieb, oder durch ein Stück dazu geschickter Gaze, und breiten es gleichförmig auf dem Bogen aus, worauf sie solchen in den Schatten zum Trocknen hängen. Nachgehends werden die Bogen das zweytemal auf die Tafel gelegt, und mit reiner Baumwolle gelinde gerieben, um den überflüssigen Talt wegzunehmen, der denn von neuem wieder dazu kann gebraucht werden. Mit diesem im Wasser ausgebreiteten Pulver, das mit Leime und Wasser vermengt wird, kann man auf das Papier zeichnen, was vor Figuren man will.

Den Talt (die Chinesen heißen dieses Mineral Yun mwa che, das ist, einem mit Wölfen schwangern Stein; weil jedes Stückerchen, das sie abbrechen, eine Art eines durchsichtigen Wölchens ist) zuzubereiten, nehme man
feinen



feinen, durchsichtigen und schneeweißen Eall. Derjenige, den die Russen bringen, ist besser, als der aus der Provinz Se chwen kommt. Nachdem er vier Stunden gekocht hat, muß er einen oder ein Paar Tage im Wasser bleiben, alsdann wohl gewaschen, und in einen leinenen Sack gethan werden, indem man ihn mit einem Hammer zu Stücken bricht. In zehn Pfunden setzt man hernach drey Pfund weissen Asaun, und macht beides zusammen in einer kleinen Handmühle zu Pulver. Nachgehends siebt man das Pulver durch ein feines Sieb, thut es in Wasser, das nur aufgekocht ist, und gießt solches ab, wenn es hell geworden ist. Was sich am Boden setzet, und an die Sonne gelegt hart wird, das muß in einem Mörtel zu einem sehr feinen Pulver gestossen werden, welches wieder gesiebt, und alsdann gebraucht wird.

Vor dem Begräbnißplätzen, ausserhalb der Vorstädte von Peking, befindet sich ein langer Flecken, dessen Einwohner alt Papier erneuern, um dadurch dem starken Verbräuche dieser Ware zu Hülfe zu kommen. Sie besitzen die Kunst, ihm seine erste Schönheit wieder zu geben, und es zum völligen Gebrauche wieder zuzurichten. Es liegt nichts daran, ob

das



Das Papier ist beschrieben, an Mauern geklebt, auf Rahmen gemacht, oder zu andern Sachen angewandt gewesen. Diese Arbeiter kaufen es sehr wohlfeil aus den Provinzen und haben beständig einen guten Vorrath, das von in ihren Häusern, die jedes noch einen mit sehr glatten und weissen Mauern besonders eingeschlossenen Hof haben. Wenn sie eine Menge sehr feines Papier haben: so lassen sie solches besonders aus. Dieses alte Zeug bringen sie in flachen Körben an einen Brunnen, und waschen es daselbst mit allen Kräften, auf einem kleinen gelinde abhändig geflosserten Plaze, reiben es mit den Händen, und treten mit den Füßen darauf, um die Unreinigkeit heraus zu bringen. Nach diesem kochen sie die Masse, stampfen solche, bis sie zum Papiermachen taugt, und thun sie in dieser Absicht in ein grosses Behältniß oder Faß. Dieses Papier wird nur von mittlerer Grösse. Wenn sie einen grossen Haufen davon gemacht haben, so schaffen sie es in den benachbarten Hof, wo sie die Bogen mit einer Nadelspitze von einander absondern, naß an die Mauer stecken, und daselbst von der Sonne trocknen lassen. Dies geschieht in kurzer Zeit,



Zeit, und darauf nehmen sie dieselben ab, und legen sie zusammen.

Verf. d. Reise. Ravarente sagt, das Papier sey so außerordentlich wohlfeil, daß man um dreitthalb Ryal oder ohngefähr 9 gute Groschen über fünfhundert und fünfzig Bogen kaufen könne, und es gäbe tausenderley Arten von Papiere, die an Feinheit und Farbe unterschieden wären, u. aus denen sie sehr artige Bilder für ihre Häuser u. Tempel machten.

Ein anderer Schriftsteller merkt an, *Oldenb.* daß das Papier der Chinesen außer der Farbe mit unsern Papier nicht ähnliches und ihre Bogen die Größe von 4 unserer Bogen haben. Auf der einen Seite, fährt er fort, ist es glatt, wie Glas, auf der andern aber nicht, daher sie die Blätter allemal doppelt legen, und nie auf mehr als einer Seite derselben schreiben oder drucken, und zwar von der Rechten zur Linken, von oben nach unten. Das Druckpapier ist so dünn wie ein Eghaut daher die Buchstaben durchschlagen. Das feine Papier, welches mit dem Thee nach Europa kommt, ist bekannt genug. Man hat hier auch eine Gattung Schreibpapier, welches stärker als das gewöhnliche ist, und unter den Namen von Macaopapier gekauft wird; auf

auf dieses kann man mit Dinte schreiben, und es ist, nach unsers Verfassers Meinung, besser, als irgend eine Europäische Sorte, besonders zum Trocknen der Kräuter.

In einem andern Orte äußert eben dieser Schriftsteller die Meinung, als wenn die Rinde des Wachholders und anderer Bäume, die wir haben, eben so wohl Papier, als die innere Rinde des Bambusbaumes, liefern könnten —

b) Chinesische Dinte und Pinsel zum Schreiben.

Die Dinte, deren man sich bedient, wird aus Lampenruße gemacht, welche man durch Verbrennung verschiedener Arten von Materien erhält; besonders aber von Fichtenholze oder Oele. Le Comte sagt, sie bedienen sich gewöhnlich des Schweines fettes mit Oele vermengt. Den Geruch davon zu verbessern, mengen sie wohlriechende Sachen darunter. Aus diesen Dingen machen sie eine Art von Teige, den sie in hölzernen Formen von mancherley Gestalt bilden, und verschiedene Zierathen darauf machen. Die gewöhnlich-



sien sind Menschen, Drachen, Vögel, Bäume, Blumen, u. s. w. Die Gestalt des Stückes ist ordentlich wie ein Stod, oder wie eine Schreibtafel, und eine von beiden Seiten gemeiniglich mit Chinesischen Schriftzügen bedeckt. Die beste Dinte wird zu Whang chow, einer Stadt in der Provinz Kyang nan, gemacht. Sie ist, nach ihrer verschiedenen Güte, theuer oder wohlfeil. Die Europäer haben sich vergebens bemüht, sie nachzumachen. Sie ist beim Zeichnen sehr nützlich; weil man mit ihr jeden Grad des Schattens geben kann, den man will. Sie haben auch rothe Dinte in China, die man aber vornehmlich nur auf den Büchertiteln braucht. Alles, was zum Schreiben gehört, wird in China sehr geachtet; auch selbst die Arbeiter, welche die Dinte verfertigen, werden nicht so angesehen, als wenn sie mit einer bloßen verächtlichen Handarbeit umgingen.

Der Schriftsteller, welcher in dem Artikel vom Chinesischen Papiere angeführt wurde, meldet von der Dinte folgende besondere Umstände: Sie sey vor

uns

denklichen Jahren erfunden; aber erst in vielen Jahren zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden. Erstlich schrieben sie mit einer Art schwarzer Erde, wie der Schriftzug Me, welcher Dinte bedeutet, vermittelst seiner Zusammensetzung anzeigt. Nach einigen Berichten zogen sie aus dieser Erde, oder aus diesem Steine, einen schwarzen Saft. Andere melden, man hätte sie auf Marmor gerieben, und dadurch eine schwarze Feuchtigkeit erhalten. Noch andere sagen, sie sey calcinirt, und zu einem feinen Pulver gemacht worden, daraus man Dinte versertigt habe. Dieser Stein wird in einer moralischen Betrachtung des Kaisers Wu wang erwähnt, der eilfhundert und zwanzig Jahr vor Christo gelebt hat.

Unter den ersten Kaisern aus der Familie Tong, um das Jahr 620, beschenkte der König von Korea den Kaiser mit einigen Stücken Dinte, die aus Lampenrusse gemacht waren. Man hatte dazu alte Fichten verbrannt, und solches mit Fein aus Hirschhorne zu einem zusammenhängenden Wesen gemacht. Diese Dinte hat



te einen solchen Glang, daß sie wie über-
strahlt ausfah; und dadurch wurden die
Chinesen zum Racheifer bewegt, und brach-
ten sie endlich um das Jahr 900 zu der
jetzigen Vollkommenheit.

Im Jahre 1070 erfanden sie eine Art,
mit Namen Yu me, oder Kaiserdinte, weil
man sich ihrer bey Hofe bediente. Sie ward
aus Oele gemacht, dessen Dampf man in
einer metallenen Schüssel auffing, und des
angenehmen Geruchs wegen etwas Muskus
zufegte.

du halt
de und
in Com
te. Folgendes Recept, welches man
aus dem Chinesischen genommen hat,
ist vielleicht zulänglich, eine Dinte
von guter Schwärze zu machen, welche
man als die wesentlichen Eigenschaften ans-
sieht. Man brenne Lampenruß und Pfers-
decastanien in Schmelztiegeln, bis sie gar
nicht mehr rauchen. Alsdann löse man
etwas Gummi Tragacanth im Wasser auf;
und wenn es dick genug wird, so thue man
die andern Zusätze dazu, und rühre alles
durch einander, damit ein Teig daraus
werde, den man in Formen bilden kann.

Zu

Zu viel Pferdecassanien werden violetschwarz
geben.

Eine leichtere und einfachere Art ward zu San-
dem Jesuiten Contencin mitgetheilt, der ^{22.}
in dieser Verrichtung so geschickt war, als
man nur einen finden konnte; denn die
Künstler sind ungemein sorgfältig, ihre Ge-
heimnisse zu verbergen. Sie thun fünf oder
sechs angezündete Weidenästchen in ein Ges-
faß voll Del, und setzen darauf in gehöriger
Weite einen eisernen Deckel, der allen Rauch
auffängt, wie eine Feuermauer. Wenn er
genug gesammelt hat, so nehmen sie ihn weg,
und lehren den Boden mit einer Gänsefeder
gelinde ab, daß der Ruß auf einen trocknen
Bogen starkes Papier fällt. Diese Schwarz-
ze giebt ihre feine und glänzende Dinte.
Was fester an den Deckel anhängt, ist grö-
ber, und giebt die gemeine. Wenn sie den
Ruß abgenommen haben, so stoßen sie ihn
in einem Mörtel, thun Ruskus oder ein
wohlriechendes Wasser dazu, nebst einem dünn-
nen Leime aus Rindschaut, den sie Riem-
focto nennen, um die Materie mit einander
zu verbinden. Ist es so dick geworden, wie
ein Teig, so thun sie es in Formen, und



drucken vermittelst eines Siegels die Fartsben, die sie verlangen, blau, roth oder Gold, worauf sie solche in der Sonne oder im Winde trocknen.

In Whien Chew haben die Kaufleute kleine Zimmer, wo sie den ganzen Tag angezündete Lampen halten; jedes Zimmer wird nach dem Oele, das darinnen brennet, von dem andern unterschieden: weil solches auch andere Dinte giebt. Denn so häufig und so wohlfeil kann es nicht aus dem Bergelin oder Senföle, wie sich manche Chinesen einbilden, gemacht werden.

Man sagt, sie hätten in dem Bezirke dieser Stadt Oefen von einem besondern Baum, um alte Fichten zu verbrennen, und den Rauch durch lange Röhren in kleine dichte mit Papiere behangene Zellen zu führen. Nach einiger Zeit öfneten sie die Thüren, und nahmen den Ruß in Menge von den Oefen und Wänden ab. Zugleich würde das Harz, vermittelst anderer den Boden gleich gelegten Röhren, aus dem Fichtenholze gezogen. Sie durchräuchern die Zellen mit Ruß, Saß und andern Spezereien, deren Geruch sich

sch in den Ruß zieht, so daß die Dinte nicht übel riecht.

Der Missionarius bemerkt: die Beschaffenheit des Holzes, das man verbrennete, trüge sehr zu der Güte der Dinte bey; und glaubt, der Ruß aus den Glasöfen, dessen sich die Maler bedienen, mögte der beste seyn, die Chinesische Dinte nachzumachen.

Folgende mögliche Anmerkungen sind aus dem schon angeführten Chinesen: genommen:

1) Die verschiedenen Grade der Güte von der Dinte zu unterscheiden, wenn sie noch neu ist, benetzt man die Enden von verschiedenen Stücken, und reibe sie auf einem Gefäße, das mit dem feinsten Firnisse, Twanquang ist genannt, überfirnißt ist. Wenn die Proben trocken sind; so hält man das Gefäß gegen die Sonne; und wenn die Farbe der Dinte der Farbe des Firnisses vollkommen gleicht: so ist sie gewiß von der feinsten Art. Fällt die schwarze Farbe ins Blaue, so ist sie viel schlechter; am aller schlechtesten aber, wenn sie aschfarben ist.

2) Die Dinte vor aller Beschädigung zu verwahren, thut man sie in eine dicht verschlossene Büchse, mit etwas vollkommen rei-



fem Besuffe. Denn wenn man sie der Sonne aussetzet, so bekommt sie Risse, und springt in Stücken.

3) Wenn ein Stück bricht, so mache man auf dem Marmor etwas von eben der Farbe zu einem Teige; darauf reibe man die zersbrochenen Stücke damit, und drücke sie zusammen. Nachdem sie einen Tag zum Trocknen gelegen haben, werden sie so ganz und fest seyn, als zuvor.

4) Will man die Dinte recht zart haben: so wasche man den Marmor wohl, ehe man sie reibt. Denn die geringste Dinte vom vorigen Tage, die auf selbigen übergeblieben ist, verderbt die frische Dinte. Man soll auch den Marmor mit gekochtem Wasser, das aber gestanden hat, bis es erkaltet ist, abreiben. Die besten und tauglichsten Steine zur Zurichtung der Dinte heißen Twan sche.

5) Wenn man die Dinte lange Zeit aufgehoben hat, so wird sie nicht mehr zum Schreiben gebraucht, sondern ist, wie die Chinesen glauben, ein vortrefliches Mittel vor den Blussfuß, und vor die Verwundungen bey den Kindern. Sie behaupten, ihr

Als

alkali verschluckt, seiner Natur gemäß, die sauern Säfte, und versüßte dadurch die Schärfe des Blutes. Die Dosis vor erwachsene Personen, ist zwey Quentchen in einem Trunkte Wein oder Wasser.

Da. ^{da. Sals} Die Chinesen bedienen sich keiner ^{de und} Federn, wie die Europäer, sondern ^{de Com.} der Haarpinsel, besonders von Kasinchenhaaren, die am gelindesten sind. Wenn sie schreiben, so haben sie einen kleinen polirten Marmor auf der Tafel, mit einer Höhlung an einem Ende, in welchem Wasser ist. In dieses tauchen sie das Stück Dinte, und reiben es auf dem glatten Theile des Marmors, wobei sie stärker oder gelinder ausdrücken, nachdem es schwärzer oder heller werden soll. Bey dem Schreiben halten sie den Pinsel nicht schief, wie die Maler, sondern senkrecht, als ob sie auf das Papier stechen wollten. Sie schreiben von der rechten Hand gegen die linke, und von dem obersten Rande des Papiers nach dem untern zu. Eben so enden sie ihre Bücher, wo wir unsere anfangen: und unser letztes Blatt ist ihr erstes.



Der Marmor, der Pinsel, das Papier und die Dinte, heißen Pau tse, die vier kostbaren Sachen; und die Gelehrten in China bemühen sich sehr, dieselben sauber und ordentlich zu haben: eben wie unsere Soldaten ihre Bewehrung glänzend und in gutem Stande zu erhalten sich angelegen seyn lassen.

c) Die Druckerei und das Buchbinden.

Die Chinesen haben die Buchdruck-
er. Kunst seit undenklichen Zeiten gehabt. Trigaltius und andere sagen, sechszehnhundert Jahre vor Christo. Aber ihr Verfahren dabei ist ganz anders, als das unserige. Wie unsere Schriftzüge in geringer Anzahl sind, und einzelne Töne oder Buchstaben vorstellen, durch deren Zusammensetzung Wörter und Redensarten entstehen, anstatt daß der Chinesen ihre zusammengesetzte Töne oder Wörter ausdrücken: so bedienen wir uns einzelner Buchstaben, die zusammengesetzt und in Zeilen gestellt werden, daß sie so zu reden, einen dichten metallenen Körper, so groß als man will, vorstellen; und wenn sie in eine gehörige mes-

taß



fallene Form durch einen Rahmen befestigt sind, so werden die Bogen von ihnen vermittlest einer Presse abgedruckt.

Die Chinesen hingegen haben keine eigentlichen Buchstaben, sondern einen besondern Schriftzug vor ein jedes Wort: es werden folglich solcher unzählig viele; und man hält es daher vor dienlicher, ihre Schriften in Holz zu schneiden, als Buchstaben dazu zu gießen, die wegen ihrer Menge vielleicht nicht zu gebrauchen wären. (Eben so waren die Tafeln beschaffen, von denen die ersten Europäischen Bücher abgedruckt wurden). Haben gleich die Europäer so viele einzelne Buchstaben, als die Chinesen Schriftzüge: so sind dieser einzelnen Buchstaben viele tausend von einer Art; und ein Buchstabe, der auf einem Blatte ist gebraucht worden, kann wieder dem dem folgenden u. s. w. dienen. Die Chinesen müssen so viele hölzerne Stücke schneiden als Blätter in ihren Büchern sind. Daher est ein grosses Zimmer erfordert wird, nur die zu einem einzigen Buche gehörigen Formen aufzuheben.



Die Missionarien bemerken, daß dieses folgendergestalt geschieht. Das Wort, welches soll gedruckt werden, wird von einem guten Schreiber auf sein durchscheinendes Papier geschrieben: der Formschneider hebt alsdann jedes Blatt auf eine Tafel oder einen Stoc von Apfelbaum, Birnbaum oder andern harten Holze, und arbeitet die Schriftzüge aus, indem er den Rest des Holzes wegschneidet; welches er so genau zu thun weiß, daß es schwer fällt, die Copie von dem Originale zu unterscheiden, es mögen ihre eigenen oder Europäische Schriftzüge seyn, die sie eben so schneiden und drucken.

Diese Art zu drucken ersparet die Arbeit des Setzens; und da sie die Bogen nur nach dem Maasse, nachdem sie solche verkaufen, abdrucken: so ersparen sie sich die Gefahr, viele hunderte mehr, als verkauft werden, zu drucken, oder bey jedem neuen Drucke wieder Unkosten aufzuwenden.

Gleichwohl ist den Chinesen die Europäische Art zu drucken nicht unbekannt, sie haben



ben Buchstaben von Holze, die von einander abgesondert sind, um in dem gegenwärtigen Zustande von China, der alle drey Monate zu Peking gedruckt wird, stets die nöthigen Veränderungen zu machen. Man erzehlet, sie druckten zu Nanking und Su chow sa einige kleine Bücher auf diese Art sehr sauber und richtig.

Bei denen Sachen, welche Eil erfordern, als wenn ein Befehl vom Hofe kommt, der verschiedene Artikel enthält, und in einer Nacht abgedruckt werden muß, haben sie ein anderes Mittel. Sie überziehen das Tafelchen mit gelbem Wachse, und zeichnen die Schriftzüge mit unglaublicher Geschwindigkeit ab.

Sie bedienen sich keiner Pressen, wie in Europa. Ihre hölzernen Tafeln und ihr Papier, das keinen Alaun hat, würden solche nicht vertragen. Wenn sie die Tafel oder Platte ganz gleich und wassereben besestigt haben, so tunken sie einen Büschel, der an beiden Enden faust gebraucht werden, in die Schwärze ein, und reiben die Tafel damit, aber



aber so, daß sie weder zu viel, noch zu wenig benetzt wird; in dem ersten Falle würden die Züge sich nicht sauber, im zweiten gar nicht abdrucken. Alsdann führen sie einen andern länglichen und weichen Pinsel gelinde über das Papier, und drücken es mehr oder weniger nieder, nachdem viel oder wenig Farbe auf der Tafel ist. Wenn solches einmal eingerichtet ist: so können sie drei oder vier Bogen abdrucken, ohne den Pinsel in die Farbe zu tauchen.

Diese Farbe zu verfertigen, nehmen sie Lampenruß, stoßen solchen wohl, und setzen ihn an die Sonne, sieben ihn alsdann je feiner, je besser, durchnehen ihn mit einer geistigen Feuchtigleit, bis er so dick wird, wie ein Leim oder dicker Kleister; er darf sich aber nicht in Klumpen zusammenhängen. Dieses lassen sie über dem Feuer zerfließen, und thun allemal zu zehn Unzen Schwärze ungefähr eine Unze Rindshäutlein, und darauf Wasser, bis er dünne genug wird.

du halt
de und
te Com.
u. Da ihr Papier dünne und durchsichtig ist: so kann man es nur auf einer Seite drucken; daher jedes Blatt gesalzen



salzen ist. Die Salzen befinden sich in den Bändern, welche sehr gleich gelegt werden, und die Oeffnung am Rücken, wo sie wider die Europäische Gewohnheit beschnitten, und zusammengeheftet werden. Auf die Salzen ist ein schwarzer Strich gezogen, der, wie die von den Puncturen gemachten Löcher bey unsern Büchern, dem Buchbinder zur Nachsicht dienet, wie er sie gehörig brechen soll.

Sie binden ihre Bücher in eine artige Pappe von grauer Farbe, oder in feinen Satin oder gebliutten Taffend. Manche sind in rothen Brocad gebunden, der mit silbernen und goldenen Blumen bestreuet ist. Dieses Art zu binden ist zwar nicht so gut, als die unsrige, aber doch auch sehr sauber und bequem.

Die Bücher, sagt ein anderer Schriftsteller, werden blos in weiß oder ^{schwarz} wohl auch in Goldpapier geheftet. Die Blätter sind dünn und allemal doppelt. Das Format ist groß Octav. In einer andern, als



als der Chinesischen Sprache geschriebenen
Bücher findet man nirgends im Lande, und
in der Vorstadt von Canton kaum andere,
als Kalender, zu Kaufe.

